

Vergißeinnicht 1912

1 (1912)

Re 4.323

Das große Liebes-Werk
vom heiligen Paulus

zur Unterstützung unbemittelter Knaben, die Priester od. Missionare
der Mariannhiller-Mission werden wollen.

Zentralstelle: Missionshaus St. Paul, Post: Walbeck (Rheinland).

Die wohlbegründete Aufforderung an die katholische Welt, der Heidenmission hilfreich zu gedenken, wurde in den letzten Jahren sehr dringlich. Offenbar gibt der am meisten, der seine eigene Person in den direkten Dienst der Mission stellt.

Die bedauerndwert ist es aber, wenn braven, talentierten Knaben und Bünglingen, die dieses gern tun möchten, die Mittel fehlen, sich durch die nötigen Studien auf den Missionsberuf und das Priestertum vorzubereiten.

Um solchen Schülern zu Hilfe zu kommen, wurde von einer Missionsgesellschaft ein „kleines Liebeswerk zum hl. Herzen“ in's Leben gerufen. Ein derartiges Liebeswerk genügt aber den Bedürfnissen unserer Zeit nicht, es müssen deren mehrere sein, ja es sollten diese zu großen Liebeswerken sich ausgestalten.

Auch die Mariannhiller-Mission braucht in ihrem Drange, sich unter den Heiden Afrikas immer weiter auszudehnen, einen verstärkten Nachwuchs an Missionspersonal. Sie hat zu diesem Zwecke im Jahre 1911 ihr erstes Missionshaus auf holländischem Boden in „St. Paul“, Post Walbeck, Rheinland, hart an der deutschen Grenze gegründet, dort vom Beginn an Brüder-Postulanten und solche, welche die humanistischen Studien schon vollendet haben, aufzunehmen, während man einstweilen noch genötigt ist, Knaben mit Missionsberuf vorzugsweise an das Konvikt „Aloisianum“ in Lohr a. Main (Bayern) zu verweisen. Diese Mission ist eifrigst bemüht, recht viele Böglinge sowohl bemittelter wie unbemittelter Eltern für das Priestertum und den Missionsberuf vorzubereiten.

Nun gibt es in vielen Studienanstalten durch fromme Stiftungen geschaffene Freiplätze, und man glaubt so gern, daß die Missionshäuser auch über solche verfügen. Leider gehört die Mariannhiller-Mission noch nicht zu diesen. Sie will

Ich ersuche hierdurch ergebenst, mich in das Verzeichnis des „Großen Liebeswerkes vom hl. Paulus“ der Mariannhiller Mission mit einem Jahresbeitrag von

eintragen zu wollen, welcher Betrag jährlich im Monat eingezogen werden kann.

Unterschrift:

Datum:

Adresse:

und muß aber trachten, das zu erreichen. Dazu soll ihr vorzugsweise verhelfen
das große Liebeswerk vom hl. Paulus,

das den Zweck hat, ganze oder teilweise Freiplätze für bedürftige Knaben und Jünglinge mit Missionsberuf zu schaffen. Diese werden dann nach Vollendung ihrer Studien in dem oben genannten Missionshause „St. Paul“ noch eine gewisse Probezeit durchmachen, um schließlich als Missionare für die afrikanische Heidenmission verwendet zu werden.

Im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, welche die Bekehrung Afrikas in unseren Zeiten in größerem Maßstabe herbeizuführen scheint, bittet die Mariannhiller-Mission alle, die von diesem Liebeswerke Kenntnis erhalten, demselben durch Entrichtung einer

jährlichen Gabe von Mk. 0,20 (= 25 h = 25 cent)

beitreten zu wollen. Man bedenke, die Unterstützung der Heidenmission ist nach Erklärung des hl. Vaters und vieler Bischöfe eine christliche Pflicht, der sich jeder Katholik je nach Maßgabe seiner Kräfte mit Freuden unterziehen soll. Weniger Bemittelte können sich an diesem Liebeswerke auch mit geringeren Beiträgen beteiligen, den besseren Ständen hingegen soll es natürlich auch nicht verwehrt sein, ihre Gaben reichlicher zu bemessen. Nur durch jährlich sich wiederholende Beiträge vieler Mitglieder hoffen wir bald in der Lage zu sein, Studenten durch anhaltende Unterstützung ihrem Missionsziele zuführen zu können.

Förderer und Fördererinnen dieses großen Liebeswerkes, die zur jährlichen Einsammlung solcher Beiträge in einem vom Wohltäter zu bezeichnenden Monat bereit sind, werden freundlichst gebeten, sich mit einer Vertretung der Mariannhiller-Mission in Verbindung zu setzen, von wo aus ihnen dann eigene Beitragslisten zugehen werden. Die Umstände nötigen uns, mit dieser Bitte an solche eifrige Seelen heranzutreten, denn unsere Obern sind wegen Mangel an Missionskräften leider nicht in der Lage, für genannten Zweck eigene Brüder auszusenden. Mögen sich recht viele opferbereite Förderer und Fördererinnen für die heilige Sache finden und mögen sie in ihrem Eifer für die Mission nicht erlahmen, wenn sie nicht gleich an jeder Türe erfolgreich anklopfen. Der Herr, der kein gutes Werk unbelohnt läßt, wird alle ihre Schritte zählen und wird ihnen ihre Arbeiten und Opfer überreich vergelten.

Und nun stellen wir das ganze Werk unter den Schutz des großen Völkerapostels, des hl. Paulus, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß es mit einem recht erfreulichen Erfolg gekrönt sein werde. Das wolle Gott!

Wenn kein Förderer oder keine Fördererin dieses Liebeswerkes bekannt ist, wolle den abzutrennenden ausgefüllten Antragszettel senden an eine bekannte

Vertretung der Mariannhiller Mission.

Den durch Aufschrift vom gültigst zugesagten Beitrag für das „Große Liebeswerk vom hl. Paulus“ der Mariannhiller Mission im Betrage von von (Name):

zur Weiterbeförderung dankend erhalten zu haben, bescheinigt.

(Ort und Datum)

Förderer, Fördererin.

1912 + 1913



2

Er

R

di
ge
un

M
im

fin
P

Wer
be
ze
We
der

2

De
ges
fach

2
De

po
Kö

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

30. Jahrgang.
Nr. 1.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franco zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlfarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Januar 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Glück auf zum neuen Jahr!

bereits mit dem Frühzuge eine bringende Reise angetreten habe. Sie wollte die Nachricht als etwas ganz Gleichgültiges aufnehmen, das sie durchaus nichts anging. Und doch fühlte sie eine große Leere und Interessenlosigkeit. Mechanisch tat sie ihre Pflicht. Bis sie eines Tages fühlte, daß sie dieses monotone Einerlei nicht mehr ertrag.

Da bat sie die Eltern, sie für eine Zeit nach Valkenburg zu ihren Erzieherinnen gehen zu lassen.

Mutter Lucia freute sich herzlich, als eines Tages, im Dämmerlicht, ihrer liebsten Kinder eines zu ihr hereintrat.

„Nun, Kind, wie war's draußen?“ fragte sie gütig, als das junge Mädchen ihr schweigend die Hände drückte. Sie sah, wie es um den jungen Mund zuckte.

Da nahm Ruth den wohlbekannten Schemel und setzte sich zu Füßen der Klosterfrau. Legte den Kopf ihr in den Schoß und weinte. So hatte sie es einstmals in all den kleinen Kinderjahren und -schmerzen so manchmal getan. Dann war alles wieder gut gewesen.

Mutter Lucia ließ sie sich ruhig ausweinen. Sie wußte, eine erlösende Tränenflut nimmt jedem Leid seinen herbsten Stachel.

„So bald müde geworden, Kind?“ Sanft streichelte die welt- und menschenkundige Nonne den braunen Mädchenscheitel.

„Ach ja, so weltmüde und menschenfett! Könnte ich doch hier bleiben! . . . Es liegt ja auch alles nur an mir. Warum bin ich auch solch wunderliches Rätsel, das andern und mir den Kopf zerbricht?“

Die Nonne lächelte nachsichtig. Sie kannte diese Art von Welterschmerz. So manches junge Vöglein, das gleich Ruth lebenshungrig aus ihrer Hut geflogen war in die weite Welt, war so bald schon enttäuscht und flügelarm zu ihr zurückgekommen und hatte die große Enttäuschung hier in ihren Schoß geweint. Manches hatte gar nicht wieder weggewollt, hatte sich hier eine Hütte gebaut und Laborsfrieden gefunden. Sie selbst ja auch.

„Wenn der Himmel doch auch für mich hier ein Plätzchen hätte!“ seufzte Ruth müde. „Eben begegnete ich Lore Brunet. Ich hatte keine Ahnung, daß sie den Schleier genommen hat. Ich hätte weinen mögen, als ich ihren Frieden sah. Ehemals war sie doch . . .“

„Das schwarze Schaf der Klasse,“ lächelte die Oberin. „Aber das Schwarz ging nicht tief bei ihr. Das Herz war klar und wahr. Aber, mein Kind, wir können nicht alle heilige Theresien sein. Wer sollte

die Munden draußen heilen, die die Welt schlägt, wenn nicht St. Elisabeth immer wieder verjüngt heilend und helfend durch die Lande ginge? Wohl ist es das höchste Ideal, dem wir hier dienen, doch nicht das einzige. Und vielleicht nicht immer das wichtigste. Das Ideal macht nicht den Menschen groß, sondern das, was es in uns anregt und wirkt. Glaub' es mir, Kind, der letzte Welttag wird uns manche Überraschung bringen. Da wird manches schlichte Beilichen, das hier demütig und verborgen im Schatten stand, das Edelweiß der Höhen überstrahlen . . . Du kennst das kleine Fräulein Selig, das nebenan im Torhäuschen zwei Kämmerchen hatte und alle Armen und Kranken und Kinder mit Namen und Umständen kannte. Sie selbst kannten wenige. Sie starb vor kurzem, wie die Heiligen Gottes sterben. Ich bin überzeugt, daß ihr Stern einmal den mancher frommen und gelehrten Klosterfrau überstrahlen dürfte.“

Ruth saß still zu der ehrw. Mutter Füßen. Ihre Worte fielen beruhigend und klärend in ihr aufgewühltes Herz. Leise begann sie zu erzählen. All ihre Enttäuschungen, ihr Weh und ihre Vereinsamung legte sie der Nonne ins verstehende Herz.

„Ja, Kind, da kann wohl nur Gott dir die rechte Antwort geben. Ob du recht tatest, die Werbung jenes edlen Mannes zurückzuweisen, wer kann es sagen als der Richter in deiner eigenen Brust? Vielleicht hättest du mit ihm ein hohes Ideal verwirklichen können. Aber vielleicht wirfst du es jetzt nicht minder können. Nur wird dein Weg rauher, einsamer, dein Glück aber auch ernster, reiner und frei von Eigensucht sein. Das sind die Rätsel des Menschenherzens, die hier wohl nie ganz gelöst werden.“

Mutter Lucia stand auf und ging mit Ruth zu einem großen Standbild, das ihr von früher so gut bekannt war: der Menschenheiland inmitten von Kranken, Siechen und Mühfeligern, wie er heilend und tröstend unter ihnen wandelt.

„Hilf ihm, mein Kind,“ sprach mild die Klosterfrau. „Sieh, wie er suchend umschaut, ob keiner ihm helfen mag! Und werde nicht müde; er ist es auch nicht geworden.“

Lange schaute Ruth auf die Szene. Ein Leuchten kam in ihre Augen. Und ein Gebet, ein Gelübde stieg auf in ihrer Seele, das sie für immer an die Spuren des göttlichen Samariters fesselte . . .

Nur ein paar Tage blieb Ruth im Frieden des Klosters. Es zog sie heim zur Kindes- und Liebespflicht.

Die Eltern waren froh, daß sie ihr Töchterchen wieder hatten. Frau Mathilde hatte heimliche Angst gelitten . . . und der Justizrat auch, daß Ruth nicht wiederkehren möchte. Nun kam sie froher zurück. Die Gefahr war abgewendet.

„Du liebes Nönnchen!“ scherzte Werner manchmal, wenn sie ihn in seinen Herzanfällen, die mit Unterbrechungen hartnäckig wiederkehrten, mit rührender Liebe pflegte.

„Ihre Ruth ist ein wertvoller Mensch,“ äußerte Dr. Reinerts Mutter einmal bei einem Besuche. „Sie gehört zu den seltenen Menschen, die durch äußere Enttäuschung noch an innerer Größe gewinnen. Gott weiß, wie gerne ich sie Tochter genannt hätte.“

Frau Werner lächelte müde. Auch sie hatte mit Ruths Entscheidung einen zweiten lieben Herzenswunsch begraben.

Vater Werner kam eben von einer Missionsreise nach den umliegenden Christengemeinden zurück, als er einen Brief aus der Heimat vorfand. Seine Hand zitterte, als er ihn erbrach, denn er trug die Schriftzüge des Vaters. Er las und las und staunte und konnte nicht fassen, was er las. Sollte das wirklich sein Vater, sein stolzer, unbeugsamer Vater geschrieben haben? Wieder und wieder las er den Brief, die bittenden, demütigen Worte, in denen er seine Verzeihung erbat und seinen Beruf segnete. Von früher schrieb er nichts, nur von seiner großen Reue und Sehnsucht. Da war nichts mehr von dem früheren stolzen Selbstbewußtsein, von dem Fanatismus des Gottesfeindes. Nur die immer wiederkehrende Bitte: „Vergiß, was gewesen, und laß es wieder sein, wie es war. Sei wieder mein lieber Junge!“

Er barg den Brief auf seiner Brust und überließ sich dem Strom seiner Empfindungen. Heiß stiegen die Liebe und die Sehnsucht nach dem fernen Vater in seinem Herzen auf. Jetzt nur eine einzige Stunde daheim sein! Aber das war unmöglich. War nicht sein Jugend- und Lebensopfer Veranlassung und Preis gewesen für des Vaters Heimkehr? Darum soll ihn auch nicht der leiseste Wunsch von seinem Posten ziehen.

Nach einem innigen Dantgebete in der Kapelle ging er mit Erlaubnis der Obern auf seine Zelle, um dem Vater unverzüglich wiederzuschreiben. Alles, was er an Liebe je für ihn empfunden, legte er in diesen Brief. Zum Schlusse auch die trostvolle Nachricht, daß er für eine Neugrün-

dung in Aussicht genommen sei und vorher die Heimat wiedersehen würde. Allerdings könne es noch eine Weile dauern, da es noch an Ersatz für ihn fehle.

So froh und leicht und glücklich hatte Vater Werner noch keinen Tag seines Ordenslebens beschlossen wie diesen. Mehr als das versprochene „Hundertfältige“ hatte Gott ihm mit der Seele seines Vaters gegeben. Und soviel an ihm lag, wollte er nicht des Herrgotts Schuldner bleiben.

Es waren ziemlich ausgebaute Verhältnisse, in denen er unter eingewanderten Europäern und Indianern wirkte. Seine erste, stürmende Jugendbegeisterung hatte zwar andere Ziele gehabt — in einem noch unerhellten Dunkel das erste Licht anzuzünden. Aber er begriff es wohl, daß die jetzige Arbeit die beste Vorschule dafür war.

Und so war er zufrieden und wartete.

Der Brief aus Brasilien löste in Justizrat Werner eine ungeheure Spannung aus. Frau Mathilde und Ruth waren zu einer Verlosung ins Waisenhaus gegangen, und so konnte er ihn ungestört genießen.

Er ging in sein Zimmer und schloß ab. Mächtig kam die Erinnerung über ihn, als er den Brief erbrach und die Überschrift „Mein lieber Vater!“ las. Er mußte zu der Stelle neben dem Schreibtisch hinsehen, wo Herbert damals stand und auch „Lieber Vater!“ sagte und umsonst auf ein gutes Wort wartete. Er hatte ihn gehen lassen wie einen Ungeratenen.

Er fühlte es schwer, seit jenem Tage, da er seinem Sohne Herz und Haus verschloß, lag die Hand Gottes auf ihm. Er hatte sich lange gewehrt gegen die aufsteigende Erkenntnis. Und von dieser bis zum offenen Bekennen war für seinen stolzen Sinn ein weiter, fast ungangbarer Weg. Aber Campallas düsteres Sterben, die schwere Erschütterung durch das tragische Wiedersehen mit Herbert und das Gefühl körperlichen Gebrochenseins hatten seinen letzten Widerstand besiegt. Tage und Nächte quälenden Grübelns taten das Letzte.

Durstig trank er das langentbehrte Wort „Lieber Vater“ in sich hinein. Immer wieder las er den Brief, in dem nicht ein Tropfen Bitterkeit, nur Liebe war. Kein Wort von dem, was gewesen war.

Wie war es nur möglich gewesen! Solch einen Sohn hatte er verstoßen können?

Trotz seiner Sinnesänderung hatte er es bisher nicht über sich gebracht, die seit

an den unterzeichneten Missionsprokurator, Würzburg, Reibeltsgasse 10, wenden, der ihnen, falls er sie für tauglich findet, ein Unterkommen im Studentenwohnheim Lohr a. Main (Bayern) sichern wird. Jünglinge dagegen, die wegen vorgeschrittenen Alters keine Aussicht haben, an einem bayerischen Gymnasium aufgenommen zu werden, mögen ihre Gesuche einreichen beim Superior des Missionshauses „St. Paul“, Post Walbeck, bei Rempen, Rheinland, der dann das weitere bestimmen wird.

P. Kothner Vorjpiel, Missions-Prokurator.

Das große Liebeswerk zum hl. Paulus.

Die wohlbegründete Aufforderung an die katholische Welt, der Heidenmission hilfreich zu gedenken, wurde in den letzten Jahren sehr dringlich. Offenbar gibt der am meisten, der seine eigene Person in den direkten Dienst der Mission stellt.

Wie bedauernswert ist es aber, wenn braven, talentierten Knaben und Jünglingen, die dieses gern tun möchten, die Mittel fehlen, sich durch die nötigen Studien auf den Missionsberuf und das Priestertum vorzubereiten!

Um solchen Schülern zu Hilfe zu kommen, wurde von einer Missionsgesellschaft ein „kleines Liebeswerk zum hl. Herzen“ ins Leben gerufen. Ein derartiges Liebeswerk genügt aber den Bedürfnissen unserer Zeit nicht, es müssen deren mehrere sein, ja es sollten sich diese zu großen Liebeswerken ausgestalten.

Auch die Mariannhiller Mission braucht in ihrem Drange, sich unter den Heiden Afrikas immer mehr auszudehnen, einen verstärkten Nachwuchs an Missionspersonal. Sie hat zu diesem Zwecke, wie schon mehrfach erwähnt, im Jahre 1911 ihr erstes Missionshaus auf holländischem Boden in „St. Paul“, Post Walbeck, Rheinland, hart an der deutschen Grenze gegründet, um dort vom Beginn an Brüder Postulanten und solche, welche die humanistischen Studien schon vollendet haben, aufzunehmen, während man einstweilen noch genötigt ist, Knaben mit Missionsberuf vorzugsweise an das Konvikt Moysianum in Lohr a. Main (Bayern) zu verweisen. Diese Mission ist eifrig bemüht, recht viele Zöglinge sowohl bemittelster wie unbemittelster Eltern für das Priestertum und den Missionsberuf auszubilden.

Nun gibt es an vielen Studienanstalten durch fromme Stiftungen geschaffene Freiplätze, und man glaubt so gern, daß auch die Missionshäuser über solche verfügen. Leider gehört die Mariannhiller Mission noch nicht zu diesen. Sie will und muß aber trachten, das zu erreichen. Dazu soll ihr vorzugsweise verhelfen das

„Große Liebeswerk zum hl. Paulus“,

das den Zweck hat, ganze oder teilweise Freiplätze für bedürftige Knaben und Jünglinge mit Missionsberuf zu schaffen. Diese werden dann nach Vollendung ihrer Studien in dem oben genannten Missionshause „St. Paul“ noch eine gewisse Probezeit durchmachen, um schließlich als Missionäre für die afrikanische Mission verwendet zu werden.

Im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, welche die Befehrung Afrikas in unseren Zeiten in größerem Maßstabe herbeizuführen scheint, bittet die Mariannhiller Mission alle, die von diesem Liebeswerke Kenntnis erhalten, demselben durch Einrichtung einer

jährlichen Gabe von zwanzig Pfennig beizutreten. Man bedenke, die Unterstützung der Heidenmission ist nach der wiederholten Erfüllung des hl. Vaters und vieler Bischöfe eine christliche Pflicht, der sich jeder Katholik je nach Maßgabe seiner Kräfte mit Freuden unterziehen soll. Weniger Bemittelte können sich an diesem Liebeswerk auch mit geringeren Beiträgen beteiligen, während es natürlich den besseren Ständen keineswegs benommen ist, ihre Gaben reichlicher zu bemessen. Nur durch jährlich sich wiederholende Beiträge vieler Mitglieder hoffen wir bald in der Lage zu sein, Studenten durch anhaltende Unterstützung ihrem Missionsziele zuführen zu können.

Förderer und Förderinnen dieses großen Liebeswerkes, die zur jährlichen Einzahlung solcher Beiträge in einem vom Geber näher zu bezeichnenden Monat bereit sind, werden freundlichst gebeten, sich mit einer Vertretung der Mariannhiller Mission in Verbindung zu setzen, von wo aus ihnen dann eigene Beitragslisten zugehen werden. Die Umstände nötigen uns, mit der Bitte an solche eifrige Seelen heranzutreten, denn wegen Mangel an Missionskräften sind unsere Obern leider nicht in der Lage, für genannten Zweck eigene Briefe auszusenden. Mögen sich recht viele opferbereite Förderer und Förderinnen für die hl. Sache finden, und möge sie in ihrem Eifer für die Mission nicht erlahmen, wie sie vielleicht nicht gleich an jeder Türe erfolgreich klopfen. Der Herr, der kein gutes Werk unbefehligt läßt, wird all ihre Schritte zählen und wird ihnen in Arbeiten und Opfer überreich vergelten.

Und nun stellen wir das ganze Werk unter den Schutz des großen Völkerapostels St. Paulus, der zuversichtlichen Hoffnung, daß es mit einem erfreulichen Erfolg gekrönt sein werde. Das walte Gott

Von Köln nach Mariannhill.

Von Dr. Claudius Kowalewski, R. M. M.

(Schluß.)

Nach dem Mittagessen wollten mehrere von uns Passagieren hinüber nach Santa Cruz; sie wollten einerseits die Stadt ansehen, die so hell und freundlich zu unserm Schiff herübergrüßte und andererseits etliche Briefe und Ansichtskarten besorgen. So, um halb vier, mitten auf einer langen Seefahrt in die teure Heimat geschickt, erregt immer Freude bei den vielen Freunden und lieben Angehörigen, die mit Interesse die ganze Fahrt verfolgten.

Am Fahrgelegenheit nach der idyllisch schön gelegenen Insel fehlte es keineswegs, waren doch mehrere Motorboote mit einem ganzen Trupp Hoteldiener erschienen, die alle unser Schiff umlagerten und die denkbar schönste Fahrt in Aussicht stellten. Als Entgelt verlangten nur die Kleinigkeit von 3 Mark; als wir uns aber nicht darauf einließen, gaben sie sich mit einer Mark für je eine Fahrt auch zufrieden. Zeit war keine zu verlieren, denn das Schiff hielt, wie gesagt, nur 5 bis 6 Stunden. In etwa 15 Minuten hatten wir wieder festen Boden unter den Füßen.

Nachdem die Post besorgt war, lenkten wir unsere Schritte der katholischen Kirche zu, um dem lieben Heiland für die bisherige glückliche Reise zu danken und seinen ferneren Schutz für uns und unsere Genossen zu erbitten. Wir fanden ein schönes, würdiges Gotteshaus, das mit seinen sieben Altären und dem sonstigen

religiösen Schmuck sehr zur Andacht stimmte. Viel Interessantes bot auch die Markthalle, wo eine Menge Südfrüchte zum Kaufe angeboten wurde. Im übrigen scheint die Stadt ziemlich arm zu sein; wir trafen wenigstens Bettler an allen Ecken und Enden; auch Kinder, nur mit einem farbigen Hemdchen bekleidet, liefen den Fremden in Menge nach und flehten sie um einen „Penny“ (10 Pfennige) an. Ähnliches trifft man übrigens auch der Ostküste entlang, namentlich in Port-Said, Aden und Sansibar, und all diese Städte, die von ferne einen so wunderbar malerischen Anblick gewähren, verlieren sehr, sobald man einen Fuß in ihre Straßen setzt. Die Trennung von solchem Volke fällt nicht schwer; so beeilten auch wir uns, nach dem Abvondale-Castle zurückzukehren. Schlag 8 Uhr gab die

Das Schiffsleben selbst hat viel Interessantes, zumal für den Neuling, dem noch alles fremd und ungewohnt ist; bald aber fühlt er, daß sich das Ganze immer im gleichen Geleise bewegt, speziell auf einer Fahrt um die afrikanische Westküste, wo es außer den Kanarischen Inseln fast keine Zwischenstationen gibt. So ein Schiff birgt allerlei Volk in sich, Leute aus allen Stämmen, Sprachen und Farben, reiche und arme, studierte und ungebildete, Christen, Juden, Heiden und Mohammedaner. Am nobelsten geht es natürlich in der ersten Klasse zu, während die Deckpassagiere unter einem bloßen Segeltuche wohnen, ihre Speisen selber kochen und sich Nachts in ihre ärmlichen Decken hüllen. Anfangs steht sich alles fremd gegenüber, einzelne halten sich reserviert während der ganzen Fahrt, die meisten aber werden



Ein schwarzer Katechet erteilt Unterricht in einem Kraal bei Kevelaer.

Dampfpeife das Signal zur Abfahrt; die Anker wurden gelichtet, die Maschine setzte sich in Gang und kurz darauf ging es in flotter Fahrt dem fernen Süden zu.

Volle 14 Tage hindurch sahen wir nur noch Himmel und Wasser, denn unser Schiff machte erst in Kapstadt wieder Halt und berührte weder St. Helena noch einen der Hafenorte vom deutschen Südwestafrika. Nur selten kam ein Segler oder ein zweiter Dampfer in Sicht. Das war jedesmal ein Ereignis, das alle Passagiere in Spannung und Aufregung hielt. Unverwandt waren aller Augen zuerst auf die dunkle Rauchwolke, dann auf das allmählich auftauchende und immer mehr sich nähernde Schiff gerichtet, bis es nach und nach im Norden wieder verschwand. Im Mittelmeer dagegen, wie zwischen Marseille und Gibraltar, oder im Atlantischen Ozean zwischen Lissabon und Southampton wird so ein Schiff kaum mehr beachtet, tauchen doch deren zu gleicher Zeit oft 10 bis 15 auf einmal auf. Fliegende Fische dagegen, Delphine, namentlich aber Seemöven, die oft stundenweit ein Schiff begleiten und sichere Boten des nahen Landes sind, erregen immer und überall lebhaftes Interesse.

rasch vertraut, und wenn es nach zwei oder drei Wochen ans Scheiden geht, ist es, als sage man alten Freunden, die man jahrelang gekannt, Lebwohl.

Am Morgen steht's oft lange an, bis alle aus der Klappe sind. Ist auch nicht sonderlich ratsam, allzufrüh zu kommen, denn da erscheinen Tag für Tag die Schiffsjungen und Matrosen mit ihren Schläuchen und Spritzen und reinigen und bespülen mit einer wahren Sündflut alle die oberen Gänge und jedes Verdeck, während die Stewards im Innern mit Putzen und Scheuern beschäftigt sind. Erst um 8 Uhr, zum eigentlichen Frühstück, pflegt alles vollzählig einzutreffen, was nicht durch Seerkrankheit verhindert ist. Am Abend dagegen wollen gerade die Spätaufsteher vor 10 und 11 Uhr nicht zur Ruhe kommen, und singen und lärmen bis in die späte Nacht hinein. Unter Tags treibt der eine dies, der andere das; man setzt sich auf Deck oder im Rauchsalon zusammen und plaudert über dies und das, man macht dazwischen auch ein Spiel: Schach, Mühle, Dame, Tarock, Diskuswerfen, oder was es gerade ist, andere machen sich Notizen, schreiben Briefe oder holen sich ein Buch aus der Bibliothek. Dazwischen

kommt dann die gemeinsame Tischzeit, oder es tritt die Musikkapelle auf den Plan, was auf den deutschen Schiffen jeden Vormittag um 1/2 11 Uhr und abends um 9 Uhr der Fall ist. So geht die Zeit ziemlich rasch vorüber; doch bekommt man zuletzt ein ordentliches Verlangen nach ernster, zielbewußter Arbeit, die man auf dem Schiffe vergebens sucht. Daß wir Mariannhiller auch unsere gemeinsamen Andachten hatten, versteht sich von selbst; auch wurde täglich der Rosenkranz nebst Litanei gebetet.

Am Äquator wurde es ordentlich heiß, dazwischen gab es auch wundervolle Tage mit einem Sonnenauf-



Postdampfer der D.O.-A.-Linie „Prinzessin“.

gang in einer Farbenpracht, die sich nicht beschreiben läßt. So was muß man persönlich gesehen und miterlebt haben. Auch die Spiele wurden immer toller und bunter, je näher es dem Äquator zuing, zumal für jene, die zum erstenmal die Linie passierten. Da gab es „Tausen“ und „Einweihungen“ der merkwürdigsten Art.

Endlich nach dreiwöchentlicher Fahrt, es war Freitag, der 31. März, zeigten sich die ersten Umrisse der afrikanischen Küste. Mit welcher Sehnsucht schaute alles nach dem Lande hin, das nun für die meisten aus uns die zweite Heimat werden sollte. Gegen 9 Uhr abends fuhren wir am ersten, dann am zweiten und dritten Leuchtturm vorbei, um 10 Uhr kam die herrliche Kapstadt mit ihren Hunderten und Hunderten von Lichtern zum Vorschein und kurz vor 11 Uhr warf unser Dampfer die Anker aus. Wir waren in Afrika. —

Wie staunten wir am nächsten Morgen alle über die wundersame Farbenpracht, die sich unsern Augen darbot! Vor uns die große, prächtige Stadt mit dem imposanten Tafelberge als Hintergrund und ringsum die große, unermessliche See. Darüber die afrikanische Sonne und ein klarer, wolkenloser Himmel, der alles in den wunderbarsten Farben schimmern und aufleuchten ließ. Fürwahr, eine schöne, hochfesttägliche geschmückte Eintrittspforte in einen neuen Weltteil!

Der Aufenthalt war kurz, um 12 Uhr sollte unser Dampfer schon wieder abhegeln. Drum schnell ans Land! Kapstadt ist eine englische Stadt, und eine solche läßt sich auch in der Nähe sehen. Da ist alles proper, elegant und wohlgeordnet. Zuerst besuchten wir die Kathedrale, um nach drei Wochen zum erstenmale wieder die hl. Messe zu hören, dann den großen, schönen Stadtgarten, staunten über den riesigen Verkehr, das buntfarbige Völkergemisch, — denn hier kommen Europäer, Afrikaner und Asiaten von der halben Welt zusammen, — über die schönen, breiten Straßen, die herrlichen Kaufläden usw., und kehrten dann um die Mittagszeit wieder zu unserm Schiffe zurück. Im Hafen lagen mehrere Dampfer vor Anker, darunter auch das deutsche Schulschiff „Adler“, auf dem schon in früher Morgenstunde die Musikkapelle die bekannte Nationalhymne „Heil dir im Siegerkranz“ angestimmt hatte.

Bei der Ausfahrt aus dem Hafen blies uns ein kalter Wind entgegen. Wir waren eben am „Kap der Stürme“; die Wellen gingen hoch, das Schiff begann zu schaukeln, doch waren wir inzwischen alle so seefest geworden, daß kein einziger mehr die Seekrankheit bekam. Montag früh, den 3. April, kamen wir nach Port Elisabeth, von da noch am gleichen Tag um 6 Uhr abends nach East-London, wo die 22 Klosterkandidatinnen an's Land gehen sollten, was in den kleinen Booten und bei der bewegten See volle 1 1/2 Stunden in Anspruch nahm. Mögen die mutigen Seelen, die aus Liebe zu Gott und den unsterblichen Seelen die Heimat und alles, was ihnen lieb und teuer war, verlassen haben, in ihrem neuen, schönen Wirkungskreise recht glücklich sein!

Bald sollten auch wir am Ziele unserer Reise sein. Durban, die schmucke Hafenstadt von Natal, war nur noch eine Tagreise entfernt, und als wir uns abends niederlegten, ging es uns wie den Studenten am Vorabend der

Ferien: keiner konnte vor Freude und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, ein Auge zudrücken. Es wurde Tag, ein schöner, herrlicher Morgen zog im Purglanze herauf, zeitig waren wir alle an Deck und hielten fleißig Ausschau. Der Dampfer fuhr ziemlich nahe der afrikanischen Küste entlang; wir bewunderten das frische, zarte Grün, einzelne Wasserläufe, Villen, Dörfer und Kaffernkraale, doch es wurde Mittag, und Durban, das heißersehnte, wollte noch immer nicht kommen. Endlich gegen Abend zu erblicken wir den Leuchtturm, noch eine kurze Fahrt, eine rasche Wendung, und Durban mit seiner imposanten Stadthalle, seinen Türmen, Schiffen, Gärten und der unvergleichlichen Berea liegt vor unsern Augen. Gott sei Dank, die Seefahrt ist zu Ende! —

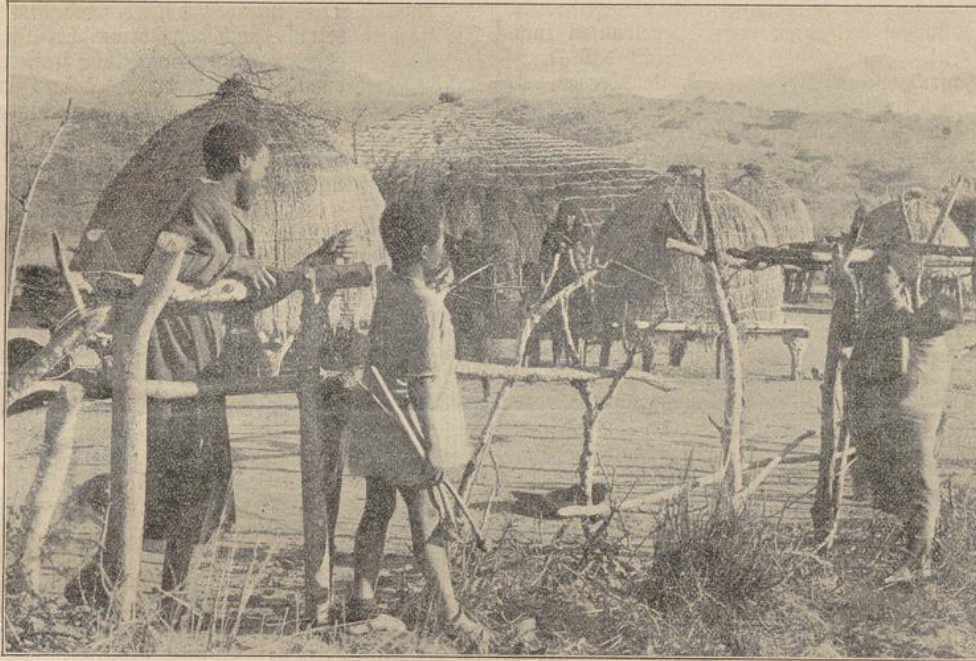
Die Auschiffung erfolgte erst am kommenden Morgen, Mittwoch, den 5. April. Bruder Martin,

der schon viele Jahre dieses Amtes waltet, holte uns ab und brachte uns mit Sack und Pack nach dem großen Bahnhof. Von hier ging es in einstündiger Fahrt mitten durch Orangen- und Bananengärten hindurch nach Pinetown, wo schon drei Wagen, jeder mit ein paar Maulefeln bespannt, dastanden, um uns nach dem Mutterhause Mariannhill zu bringen. Nach einem guten halben Stündchen waren wir dort, verrieten zunächst vor dem Allerheiligsten unsere Dankagung und holten dann den Segen des Oberen.

Wir sind daheim! daheim! mitten unter guten Vätern und lieben Mitbrüdern und es harret unser die denkbar schönste Aufgabe: die Mission unter den Heiden-völkern! — Geliebte Freunde und Wohltäter, lebet wohl und gedenket fleißig unser und der Mariannhiller Mission! —

heiligen Messe mein Köhlein und machte mich auf den Weg, den kranken Mann zu suchen. Leider hatte ich in der Eile vergessen, mich nach seinem Namen zu erkundigen; nun, ich hoffte ihn schon zu finden.

Nach zweistündigem Ritt kam ich an den Zili-Busch, einen afrikanischen Urwald, der sich über eine Stunde weit an einem hohen Bergrücken dahinzieht, und nach einer weiteren halben Stunde erreichte ich den ersten Kraal. Hier traf ich einen strammen schwarzen Jüngling, der eben das Vieh zur Weide trieb. Er hieß Maligopo und machte auf mich gleich bei der ersten Begegnung einen ganz vorzüglichen Eindruck. Auf meine Frage, ob nicht ein alter kranker Mann hier wohne, der getauft werden wolle, entgegnete der in voller Gesundheit strotzende Bursche mit ironischem Lächeln: „Solche amakehla (alte, angelehene Männer) gibt es da herum



Im Kaffernkraal.

Auf der Aehrenlese beim Amakusa-Stamm.

Von Dr. Gerold Heller, R. M. M.

Gzenstochau. — Schon oft ist im Vergißmeinnicht von der Missionsstation Gzenstochau die Rede gewesen. Die älteren Leser kennen alle die Berichte der Schwester Engelberta über unsere Kinder und Schulen, die Geschichte des hundertjährigen Leonhard und seines Freundes Anton usw., doch unsere Missionstätigkeit beschränkt sich nicht auf die eigentliche Station, sondern zieht auch die ganze weite Umgegend in ihren Bereich; und auch da gäbe es viel Interessantes zu berichten. Ich will heute von meinen mannigfachen Erlebnissen als Katechet nur einen Fall herausgreifen. Die Sache verhält sich so:

Vor ungefähr zwei Jahren hörte ich, es liege beim Amakusa-Stamm, zwischen St. Emanuel und Gzenstochau, ein alter kranker Mann, der getauft werden wolle. Ich ließ mir Gegend und Wohnort des Kranken näher beschreiben und versprach, sobald wie möglich zu kommen. Schon am nächsten Tag sattelte ich gleich nach der

mehrere, ob aber einer derselben getauft werden will, möchte ich bezweifeln; denn die haben alle harte Köpfe und wollen vom Christentum nichts wissen.“ —

Ein schöner Trost für mich! Uebrigens sagte er mir damit nichts neues. Während der 23 Jahre, die seit der Gründung unserer Missionsstation verflossen, haben wir zwar schon viele Hunderte getauft, nicht nur auf der eigentlichen Station, sondern auch auf den verschiedenen Katechetenstellen, vom Amakusa-Stamme aber bekehrten sich kaum zehn. Zeitweilig wurde der Missionär allerdings zu einem Kranken gerufen, allein bis er kam, war's in der Regel zu spät; der Patient hatte schon die Seele ausgehaucht. Zum Besuch der Katechese und des sonntäglichen Gottesdienstes waren die Amakusa überhaupt nicht zu bewegen. Möglich, daß einzelne gern gekommen wären; allein sie fürchteten ihren stotheidnischen Häuptling oder Chie, der vom Christentum absolut nichts wissen wollte. Das alles wußte ich schon längst, und somit war für mich die obige Bemerkung des jungen Maligopo keine Ueberraschung.

Ich bat den Burschen, mich zu begleiten. Er tat es mit Freuden und zeigte mir die Kraals, in denen die ältesten Leute wohnten. Wir kamen an eine Menge von Hütten vorbei, in denen mehrere hundert Kaffern wohnten, allein mit Ausnahme einiger Protestanten waren sie alle noch Heiden. Der Gedanke schnitt mir ordentlich ins Herz; denn welch' schöne Mission ließe sich dort eröffnen! Das Panorama ist prächtig. Hier der dunkle, weitausgedehnte Zili-Wald mit seinen vielen Tälern und Schluchten, durch welche eine Menge klarer Bäche in schnellem Laufe dem Umsimfulu zufließt, und dort drüben der mächtige Umschlabeni-Berg, der sein steiniges, bis zur halben Höhe mit dichtem Urwald bedecktes Haupt hoch gen Himmel hebt. Unten im Tale aber vereinigen sich nach vielen langen Windungen, als wollten sie sich gegenseitig meiden, der Polela und der Umsimfulu, während flussabwärts, halb zwischen Obstgärten und Eukalyptuswäldern versteckt, die Missionsstation Ezenstochau mit ihren roten Ziegelbauten zum Vorschein tritt. Flussaufwärts aber reicht das Auge bis zu den afrikanischen Alpen, den Drakensbergen.

Staunend betrachtete ich diese wundervollen Naturschönheiten und pries dabei in meinem Herzen Gottes Größe, Allmacht und Güte. Ich tat es zugleich im Namen der armen Heiden, die hier wohnen und von seiner Segenshand gespeist werden, ohne daß sie ihm danken oder ihm dienen aus dem einfachen Grunde, weil sie ihn noch nicht kennen.

„Maligopo“, fragte ich meinen strammen Begleiter, „haben denn die Umafusa so viel Sinn für die Schönheiten der Natur, daß sie ihre Kraale auf so prächtiger Höhe erbauten? Sieh nur, wie schön und stolz sie da droben liegen auf all den vielen Kuppen und Berggipfeln! Weshalb setzt ihr eure Wohnungen trotz der rauen, steilen Pfade da hinauf? Und weshalb stehen so viele Kraale dem Abhange entlang auf halber Höhe, und nicht ganz oben auf dem Berge?“

Da lachte Maligopo aus vollem Halse und zeigte dabei eine herrliche Doppelreihe blendend weißer Zähne. „Wir Eingeborne“, begann er, „können euch Weiße oft gar nicht verstehen. Oft kommen sie aus weiter Ferne daher, staunen stundenlang die Berge, die Wälder und Flüsse an, und einer ruft dem andern zu: „Wie schön! Wie schön! Sieh' nur dieses da, sieh jenes dort!“ Und dabei schauen und staunen und zeigen sie und fragen uns, weshalb wir unsere Kraale hierher gebaut. Umfundisi, der Grund ist einfach und klar: Oben auf dem Berge ist die Ebene, und da ist gutes Gras für unsere Pferde und unser Vieh, welches, wie du weißt, unsern ganzen Reichtum bildet. Unten im Tale aber sind unsere wenigen Gärten und Felder. Die Wohnungen aber stellen wir in die Mitte von beiden; wir können so am leichtesten unser Vieh hüten und die Felder bebauen.“

Das war aufrichtig gesprochen, zeigte mir aber auf's neue die niedere, nur auf's Materielle gerichtete Gesinnung der Schwarzen. Ausschlaggebend ist bei ihnen nur der nackte Profit, höhere Ideale kennt er nicht, es sei denn, er werde Christ und nehme etwas von europäischer Kultur in sich auf.

Nach längerem Suchen fand ich drei hochbetagte, durch Alter und Krankheit so abgezehrte Männer, daß sie nur lebendige, mit Haut überzogene Skelette zu sein schienen. Keiner von ihnen konnte ohne fremde Beihilfe gehen oder stehen. Einen kranken Mann hatte ich gesucht, und nun fand ich deren drei. Ich konnte mir Glück wünschen, um so mehr, als einer von ihnen der

Gesuchte war, nämlich der 75jährige Njafasana, der die Taufe und christliche Unterweisung begehrt. Von den beiden andern hieß der eine Umdumela, der andere Nonhosi. Sie waren beide ungefähr 85 Jahre alt. — Nonhosi war außerdem ausfällig und blind, — aber dennoch wollte keiner von ihnen etwas vom Christentum wissen. Das waren also die „harten Köpfe“, von denen Maligopo gesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Krankenruf nach Inghanga.

Vom Hochw. P. Paulus Quietel, R. M. M.

Mariannhill. — Am 7. Juli 1911 traf von Inghanga (sprich Intschanga) ein Telegramm ein, wodurch ein Missionär zu einer schwerkranken Kaffernfrau gerufen wurde. Inghanga ist eine unserer Außenstationen und etwa fünf Reistunden von Mariannhill entfernt. Sie liegt in beinahe noch ganz heidnischer Umgebung; hier und da wohnen allerdings christliche Kaffern in den zwischen hochromantischen Bergen und Tälern zerstreuten Hütten, doch ist ihre Zahl noch klein. Gelänge es uns übrigens, in Inghanga eine eigene Missionsstation zu errichten, so bestände die beste Hoffnung auf eine blühende Christengemeinde daselbst.

Ich schloß mich dem P. Missionär als Begleiter an. Kurz nach Mittag ritten wir fort. Zuerst ging es am Krankenhause vorbei hinab ins Tal des Umschlatusane, durch Schilf und sumpfige Stellen allmählich hinauf zu einer schattigen Waldparzelle, bis wir höher und höher steigend das rechts vom Tafelberg sich ausbreitende Bergplateau erreichten, von wo wir eine herrliche Aussicht bis hinüber zum Indischen Ozean hatten. Nun ging es auf der von Durban nach Maritzburg führenden Landstraße weiter, die geraume Zeit mit der Eisenbahnlinie parallel läuft.

Etwa zwei Stunden lang mochten wir so geritten sein, als uns von Ferne die Melodie eines heidnischen Liedes entgegenklang, das offenbar aus voller, kräftiger Männerbrust kam. Kurz darauf erschien ein junger, stämmiger Zuluskrieger in voller Ausrüstung auf der Bildfläche. In stolzer Haltung schreitet er uns entgegen und schlägt mit seinen Waffen den Takt zur Melodie. In der Linken trägt er den bunten, einheimischen Schild, in der Rechten zwei lange, schwarzbraune Stöcke. Stirn und Brust sind nach heidnischer Art mit buntfarbigen Glasperlen geschmückt, und um die Lenden trägt er eine aus Affen- und Kakenchwänzen gefertigte Umutscha.

„Salt ein, Bursche!“ ruft ihm der Missionär entgegen. „Zeig' mir einmal deinen Schild. Gib ihn mir; siehe, ich schenke dir dafür diese Münze.“ Nach kurzem Redegesetz sind die beiden einig. Der Schild ist unser und soll fortan einen Ehrenplatz in unserem afrikanischen Museum finden. Nach einem freundlichen „Sala kahle, lebe wohl,“ zogen wir unseres Weges weiter.

Kurz darauf bogen wir von der Hochstraße ab und ritten auf schmalem Seitenwege lange Zeit um einen hohen Berg herum. Links steigt derselbe zu einer beträchtlichen Höhe hinauf, während es rechts ein paar Hundert Meter tief in eine schaurige Schlucht hinabgeht. Schon fing der Abend an, lange Schatten zu werfen, und unten im Tale wurde es dunkel, sodaß ich stellenweise kaum den Pfad mehr finden konnte. Da streckte auf einmal der Mond aus den Wolken seine Nasenspitze hervor und lachte mir kurz darauf mit vollem Gesichte zu. Ich lachte gleichfalls, denn nun war mir geholfen.

Ich brauchte keine Leuchte moderner Art, das milde, silberne Mondlicht genügte vollkommen.

Schon längst hatte ich gehofft, bald am Ziele zu sein, doch es ging immer wieder weiter von einer Bergkuppe zur anderen. „Wo liegt denn dieses Inghanga?“ rief ich dem vorauseilenden Missionär zu. „Nur Mut, mir nach!“ war die lakonische Antwort. Auf einer stolzen Berghöhe standen mehrere Kraals. Aus einem derselben stürzten jubelnd drei große, christlich gekleidete Mädchen heraus und begrüßten voll Freuden den P. Missionär. Sie kannten ihn schon längst, denn er hatte ihnen vor ein paar Jahren, wie wir in der Folge hören werden, einen großen Liebesdienst erwiesen. Bald war eine förmliche Prozession alter und junger Leuten um uns versammelt. Doch wir mußten fort, unserm eigentlichen Reiseziele zu.

Nach etwa einer halben Stunde trafen wir — es mochte etwa 7 Uhr abends sein — an Ort und Stelle ein. Die christlichen Raffern begrüßten uns alle gar freundlich und boten uns eine kleine Hütte zur Nachtherberge an. Der Schwarze ist überhaupt sehr gastfreundlich; wer nur immer kommt, wird zu jeder Stunde freundlich aufgenommen und bewirtet, soweit es eben die bescheidenen Verhältnisse gestatten.

Am nächsten Morgen zelebrierten wir die hl. Messe, aber nicht in einer Kirche oder Kapelle, sondern in einem gewöhnlichen Raffernkraal. Ich dachte unwillkürlich an die Katafomben Roms, wo die ersten Christen im Verborgenen die heiligen Geheimnisse feierten. Wie armselig sah es doch in dem dunkeln, rauch-schwärzten Kraale aus! In diesem großen Bienenkorb gibt's kein Fenster, und durch das keine Schlupfloch muß man auf allen Vieren hineinkriechen. In der Mitte war ein einfacher, mit weißen Tüchern überdeckter Tisch. Ein kleiner Altarstein, zwei Leuchter und ein altes, an einer Schnur befestigtes Kreuzifix waren die ganze Ausstattung dieses unseres Altares. Und dennoch verschmähte der König Himmels und der Erde es nicht, in diese Hütte herabzusteigen und sie durch seine Gegenwart zu heiligen. Viele Christen und Katechumenen wohnten der hl. Messe mit sichtlichster Andacht bei, und zwei schwarze Männer empfingen bei derselben die hl. Kommunion. Nachdem auch die kranke Frau, bereitwegener wir eigentlich gekommen waren, die hl. Sakramente empfangen hatte, traten wir den Rückweg an und befanden uns gegen Mittag wieder gesund und wohlbehalten in Mariannhill.

* * *

Ich habe oben von drei Mädchen gesprochen, die den P. Missionär so jubelnd begrüßten. Es sind das drei leibliche Schwestern, und sie haben in schwerer Bedrängnis eine solche heldenmütige Standhaftigkeit an den Tag gelegt, daß sicherlich auch unsere Leser mit Interesse davon hören werden. Die Sache verhält sich so:

Bei der Katechese zu Inghanga hörten sie von der Schule und dem Marienhaus in Mariannhill. Da erwachte in ihren Herzen der sehnlichste Wunsch, auch dorthin zu gehen, um christlichen Unterricht und die hl. Taufe zu empfangen. Sie gingen zu ihrem heidnischen Vater und baten um seine Zustimmung, doch

die Bitte ward rundweg abgelehnt. In der kommenden Nacht liefen die Mädchen heimlich fort und gingen nach Mariannhill. Doch bald erschien auch der erzürnte Vater und führte seine drei Töchter wieder zurück in den heidnischen Kraal. Hier gab's nicht nur einen strengen Verweis, sondern auch eine scharfe körperliche Züchtigung. Trotzdem liefen die Mädchen während der Nacht abermals zurück nach Mariannhill. Sie wurden neuerdings mit Gewalt zurückgeschleppt, und nun hielt der heidnische Vater mit seinen Genossen Rat, wie er seinen Töchtern ein für allemal die Lust benehmen könne, nochmals zu den Ama-Noma zu laufen. Sie waren über den Plan bald einig. Mit roher Gewalt rissen sie den weinenden Mädchen die Kleider vom Leibe und banden sie an die im Kraale befindlichen Holzpfosten; und nun begann einer dieser Unmenschen nach dem andern mit schweren Lederriemen, ähnlich unsern Ochsensehnern, erbarmungslos auf die armen Kinder loszuschlagen, bis



Br. Eduard, seit vielen Jahren treubeforgter Krankenwärter in Ezenstochau, feiert am 17. Dezember 1911 sein 25jähriges Ordensjubiläum.

sie von oben bis unten voll Blut und Wunden waren. War der eine Fensterknecht — denn anders kann man sie nicht heißen — vom Schlagen müde, dann setzte er sich nieder und nahm eine Priese, während ein anderer aufstand und die graue Tat fortsetzte. —

Erst als die Mädchen versprochen, nicht mehr in die Schule zu gehen, band man sie los. Winselnd vor Schmerz verflochten sie sich in einen Winkel der Hütte; mehrere Tage hindurch konnten sie weder gehen noch stehen. Doch kaum hatten sie sich einigermaßen erholt, da liefen sie abermals heimlich fort, waren nach sechs-stündigem Marsche in Mariannhill und baten um Aufnahme. — Zwei Tage später kommt der Vater mit einigen Gehilfen und fordert die Herausgabe seiner Töchter. Man verweigert sie ihm; da geht er zum Magistrat und erwirkte sich dort ein Schreiben, des Inhalts, die Mädchen müßten herausgegeben werden. Diese aber waren inzwischen verschwunden. Sie hatten sich in ihrer Not an den Schulregens gewandt und ihm gesagt, der Vater würde sie totschiessen, falls sie nochmals nach Hause müßten. Da schickte sie dieser kurz entschlossen nach einer anderen Missionsstation, wo sie vorläufig vor jeder Verfolgung sicher waren.

Hier wurden sie im christlichen Glauben vollends unterrichtet und getauft, und kehrten nach zwei Jahren wieder nach Mariannhill zurück, wo sie im Marienhanse Aufnahme fanden. Der Vater aber hatte inzwischen seine Gesinnung geändert und war in allem viel milder geworden. Als er hörte, seine Mädchen seien wieder in Mariannhill, eilte er sofort dorthin, sie zu sehen. Durch den Besuch wurde er vollends innerlich umgewandelt und ist seitdem ein großer Freund unserer Mission. Gegenwärtig weilen seine Kinder zu Hause und bereiten ihm viel Freude und Trost. Bei jeder Gelegenheit lobt er deren Frömmigkeit und Fleiß und wünscht nur, daß auch alle seine übrigen Kinder in Bälde Christen werden möchten.

Die drei leiblichen Schwestern aber, die so heldenmütig für ihren Glauben gelitten, üben einen überaus günstigen Einfluß auf die ganze heidnische Umgebung aus. Möge die göttliche Vorsehung diesem Lande noch viele solche Seelen schenken, wahre Christen, voll Glauben und sittlicher Tatkraft, dann wird das Christentum in Bälde allüberall siegen.

Bau einer Missionskapelle.

Von Dr. Pazian Koppenwallner, R. M. M.

Mariatrost. — Vor einiger Zeit gab uns der Hochwürdigste Herr Bischof bekannt, er habe von einem Farmer ein Stück Land bekommen, sei aber bereit, es der Mariannhiller Mission zu überlassen, falls wir dortselbst Mission treiben wollten. Das generöse Anerbieten wurde selbstverständlich mit Dank angenommen. Die Missionsarbeit fiel der nächstliegenden Station, also Mariatrost zu, und unser Superior, der Hochw. P. Florian Rauch, wollte zum Zeichen der Besitzergreifung daselbst sofort eine Kapelle erbauen.

Die umwohnenden Kaffern führten bereitwillig die Rasenmauern auf, doch damit hatte ihre Tätigkeit auch schon ihr Ende erreicht; die Fortführung des Baues wurde den Insassen der Station Mariatrost überlassen. Das war jedoch mit allerlei Schwierigkeiten verbunden. Besagte Stelle ist vier bis 5 Wegstunden von uns entfernt und äußerst schwer zugänglich. Der schmale Fußpfad führt steil bergauf und bergab, durch hohes Gras und Gestrüpp, über Pfützen und Bäche in ein solches Gewirre von Hügeln, Schluchten und Tälern, daß da an die Benützung eines Wagens gar nicht zu denken ist. Nun benötigten wir aber, so einfach der Bau auch war, doch allerlei Bretter und Balken, einige Fenster, Türpfosten, Werkzeuge, kurz, dies und das. Wie nun das alles dort hinüber schaffen? Das konnten nur unsere Kaffernweiber und die großen Mädchen tun. Letztere haben tatsächlich alles Material trotz der schlimmen Wege und der kolossalen Entfernung auf ihren Köpfen hinübergetragen. Eine athletische Leistung fürwahr, die ihnen aber auch sicherlich reichen Himmelslohn eintragen wird.

Jetzt kam die Reihe an mich. Ich sollte den Dachstuhl aufsetzen, den ersten in meinem ganzen Leben; denn ich bin Bäcker von Beruf, und Zimmermannsarbeit war mir bisher gänzlich fremd. Nun, nach mancherlei Plänen, Versuchen und Mißgriffen ging es schließlich doch. Eines schönen Tages stand der Dachstuhl fix und fertig da. Er machte sich prächtig, nur den Firstbaum hatte ich vergessen; doch es stellte sich heraus, daß es im Notfall auch ohne ihn ging.

Um mit dem Hin- und Herwandern nicht zu viel Zeit zu verlieren, brachte ich die Nächte in einem benachbarten Kaffernkraale zu. Da wurde ich um manche

Erfahrung reicher, obgleich ich bald zwanzig Jahre in Südafrika weile. Das Kraalsleben hat übrigens auch seine gemütliche Seite. Mein kaffrischer „Haus Herr“ war ein alter Junggefelte, was hierzulande schon eine ehrende Erwähnung verdient. Er saß, als ich am späten Abend bei ihm um Nachtherberge bat, in seiner Hütte auf einem Klötzchen und schürte das Feuer. Die Bitte ward sofort gnädig gewährt, und ich suchte mir ein stilles Plätzchen aus, von wo aus ich in Muße das Leben und Treiben dieser Schwarzen beobachten konnte. Der Junggefelte war nämlich keineswegs der einzige, der hier hauste. Da saß zunächst neben ihm ein Mädchen mit einem Feuerspan. Wie, gibt's in Kaffernkraals den Feuerspan? Nun, aus Fichtenholz geschnitten ist er nicht, wie weiland sein Namensvetter jenseits des Meeres, doch seinen Zweck erfüllt er ebenso gut wie jener. Er ist nämlich aus dicken, zähen Grashalmen geformt, steckt als nettes Bündelchen unterm Dach und ist durch Rauch und Hitze für seinen Zweck wohl präpariert.

Es wird immer lebendiger um mich herum; eins ums andere kommt durch das Schlupfloch der Hütte herein, wärmt sich am offenen Feuer und lauscht den munteren Reden des Kraalbesizers, der durch die neckischen Reden des Mädchens und dessen silberhelles Lachen stets zu neuen Bemerkungen veranlaßt wird. Ein paar Hirtenbuben suchen im Hintergrunde ein sicheres Versteck und verhalten sich mäusehinstill. Jetzt kommt ein Weib mit einem Biertopf, setzt ihn schweigend nieder und nimmt bescheiden am Eingang der Hütte Platz. Erst nach geraumer Weile eröffnet sie kaffrischer Sitte gemäß die Rede mit dem bekannten Gruß: „Sanibona, ich habe euch gesehen!“ Es ist eine Nachbarin; das Bier ist freie Spende zu gemeinsamem Gebrauch und lockt immer mehr Gäste an; denn der Kaffer hat in solchen Dingen einen feinen Geruch. Siehe, da kommen ein paar flotte Burschen mit Schild und Assegai bewaffnet, durch überflüssige Gewandung in feiner Weise beschwert, sprechen sofort ganz frei und ungeniert dem stärkenden Rasse zu und wissen mit bröhnender Stimme unter lebhaften Gesten gar vieles und Wichtiges zu erzählen. Sie fühlten sich offenbar als die Helden des Tages.

Mir selbst wurde auch ein Humper in Gestalt einer großen, schmutziggelben Ufamba angeboten. Ich lehnte dankend ab, was meinen Hausherrn anfangs frappte. Doch bald schlug sein guter Humor wieder in hellen Flammen auf; war das eine Töpfchen geleert, dann schäumte er ein anderes sorgfältig ab, tat daraus den ersten Schluck zum Zeichen, daß es frei sei von Gift und sonstiger gefährlicher Zutat und ließ es dann die Runde gehen. Von den schwarzen Gästen spielte keiner den Spröden.

Was sollte man nun aber mir anbieten? Ufchwala oder Kaffernbier trank ich nicht, und ganz auf dem Trockenen wollte man mich doch auch nicht sitzen lassen. Mein Hausherr wußte Rat; er kochte Kaffee. Um ihn möglichst kräftig und stark zu machen, rührte er eine Flüssigkeit zusammen, die wie Hasergrütze. Mir wollte die Gabe wenig munden und ich ersuchte daher das Mädchen, sie solle kaltes Wasser holen und davon in den Kaffee gießen. Nur zögernd entschloß sie sich zu solcher Untat, denn sie konnte nicht begreifen, wie man ein so feines und köstliches Getränk durch kaltes Wasser derart verderben und verschandeln könne.

Der Biertopf hatte mehrmals seine Runde gemacht, auch eine dampfende Schüssel Amadumbi (eine Art einheimischer Kartoffeln) war rasch geleert worden, als sich

zu guter Letzt noch ein Dutzend Hände nach dem Tabaksvorrat des freigebigen Hausbesizers ausstrecken. Nicht daß sich einer erdreistet hätte, eigenmächtig in dessen Dose zu greifen; so ein Frevel kommt im Kaffernlande einfach nicht vor, nein, sie hielten nur bittend ihre Hände vor, und der Hausvater teilte mit einem kleinen, zierlich aus Wein geschnittenen Löffelchen fleißig aus, zuletzt allerdings unter Protest, denn der Vorrat wurde immer geringer, der ausgestreckten Hände aber wollten nicht weniger werden.

Ich selbst ging natürlich leer aus, denn ich war nicht unter der Zahl der Bittsteller. Da kam meinem Hausherrn ein guter Gedanke. Er stand auf, ging zu einer auf Pfählen ruhenden Kiste, dem einzigen Möbelstück des ganzen Kraales, und brachte da ein Paket zum Vorschein, das er schön langsam und bedächtig öffnete. Was enthielt es? Ein Bündel schöner goldgelber Tabakblätter, das er mir in hochherziger Weise zum Geschenke anbot.

Nun, das konnte und durfte ich nicht ablehnen; ich hätte ihn sonst tödlich beleidigt! Ich griff also mutig zu und bedankte mich mit den schönsten Worten, die mir auf die Zunge kamen.

Die voranschreitende Nacht forderte jetzt auch ihr Recht. Eines nach dem andern verschwand aus dem Kraale; ich selbst verrichtete mit unserm ichwarzen Katechet — denn der war auch dabei —

das Abendgebet und den „Engel des Herrn“ und begaben uns dann zur Ruhe. Bald schlief ich ein und träumte, ich sei bei den Engeln im Paradies.

Als ich mich am nächsten Morgen zur Arbeitsstelle begeben wollte, waren unsere Pferde verduftet. Der

Katechet eilte fort, sie zu suchen. Da ich nicht lange müßig warten wollte, machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Schon war ich eine gute Strecke vom Kraale entfernt, als ich hinter mir her ein lautes Rufen ver-



Wir wollen alle Katecheten werden! (P. Venno in Gegenstichau.)

nahm, das ich aber nicht weiter beachtete. Da ertönte es immer wieder: „Du bist auf dem unrechten Weg! Geh den Berg hinauf!“ — Daß ich einen neuen Weg eingeschlagen hatte, wußte ich schon, allein ich hoffte durch Umgehung des Berges wieder auf den alten Pfad

zu kommen, und marschierte ruhig weiter. Nun aber klang es dumpf und drohend zu mir herüber: „Geh' den Berg hinauf; du kommst sonst in tiefe Schluchten und unter die Schlangen!“ Das wirkte; rasch wandte ich meine Schritte bergauf und fand so wieder den rechten Weg.

Wer war es denn, der mir so besorgt zuschrie? Niemand anders, als mein treuer Gastwirt. Er war wirklich in großen Nengsten um mich gewesen, und noch am Abend, als ich wieder in seinen Kraal zurückkehrte, setzte es eine ernste Strafpredigt ab. „Wärest du auf dem eingeschlagenen Wege geblieben,“ versicherte er, „so wärest du dem sicheren Tode entgegengegangen.“ —

Meine Arbeit am Kapellenbau ist bald beendet. Gegenwärtig bin ich gerade daran, Türen und Fenster einzusetzen. Soll man aber im neuen Kirchlein auch Gottesdienst abhalten können, so ist noch allerlei vorzudenken, und ich erlaube mir, auch die geehrten Leser zu einer kleinen Spende einzuladen. Viel wär's an sich nicht, nur

Ein Glöcklein zum Läuten,
Das Türmchen bau' ich;
Einen Altar und ein Messkleid,
Ein paar Bruchter mit Licht.
Giebet Heiland, das schid' uns,
Und auf Weih'achten dann
Komm selber zur Hütte,
Die Lieb' bietet an!

Neue Missionschulen.

Vom Hochw. P. Odo Ripp, R. M. M.

Himmelberg. — Alle Missionsfreunde verfolgen mit lebhaftem Interesse die Arbeiten und Erfolge der Missionare in den Heidenländern. Jedes katholische Herz, das seine Kirche als geistige Mutter liebt, empfindet eine befriedigende Freude, wenn es sieht, daß ihr täglich neue Kinder geboren werden, und daß ihre Grenzpfähle der Weissagung des Propheten gemäß immer weiter gesteckt werden. „Erweitere den Raum deiner Hütte und die Decken deiner Zelte breite aus! Spare nicht, mach' deine Zeltseile lang und deine Pfähle fest: denn nach rechts und links wirst du vordringen, und deine Nachkommenschaft wird die Heiden erben und neubewohnen verwüstete Städte.“ Jf. 54, 2—4.

Diese Freude, die der Katholik beim Anblick der Erfolge seiner heiligen Kirche empfindet, ist nach den Worten des hl. Augustinus eines Frucht des hl. Geistes. „Glaubet mir, Brüder,“ sagt der genannte große Kirchenlehrer, „je mehr jemand die Kirche liebt, um so mehr hat er den hl. Geist.“

Das beste Mittel nun, dem Zweck der Mission Vor- schub zu leisten, besteht in der Errichtung von Schulen, wo die heranwachsende Jugend zu einem christlichen Leben herangebildet werden soll. Ueber diesen Punkt sind alle einig, Freund und Feind, und von beiden Seiten werden die größten Anstrengungen gemacht, auf dem Gebiete der Schule die Oberhand zu gewinnen. Was die Zahl der Schulen anbelangt, so müssen wir leider sagen, daß uns hier in Südafrika die Protestanten längst den Rang abgelaufen haben, sie erschienen eben 50 Jahre früher auf dem Plane; allein das darf uns nicht mutlos machen, soll uns vielmehr anspornen, überall rasch und entschieden zuzugreifen, wo sich nur immer eine Gelegenheit findet, eine Schule zu gründen.

Soll übrigens die Mission in einer Gegend festen Fuß fassen und sich immer weiter ausdehnen, dann genügt die eine Missionschule nicht; es müssen vielmehr

in gehöriger Entfernung sogenannte Tages- schulen errichtet werden. Oft sind die Eltern bereit, ihren Kindern den Besuch der Schule zu gestatten, doch sie wollen nicht Tag und Nacht von ihnen getrennt sein. Das Kind soll nach Beendigung des Unterrichtes wieder heimkommen, soll in ihrer Nähe bleiben und ihnen bei den verschiedenen Haus- und Feldarbeiten hilfreich zur Hand gehen. Diese Vorteile gewährt ihnen die Tages- schule, während die auf der Station errichtete Kost- oder Missionschule eine dauernde Trennung der Kinder vom elterlichen Heim in sich schließt. Daher die Vor- liebe der Aeffern für die Tageschule.

Ich hätte nun in meiner Station Gelegenheit, an zwei Stellen solche Tageschulen zu errichten. Die eine liegt bei Dumisa und grenzt, was in solchem Falle immer ein großer Vorteil ist, an eine Lokation, d. h. an ein Gebiet, das von der Regierung ausschließlich den schwarzen Eingebornen reserviert ist. Die Leute daselbst hätten schon längst gerne eine Schule gehabt, und es wäre nur zu hoffen, daß dort recht viele Kinder sich einfinden würden. Die zweite Schule wäre am Pampinmoni zu erbauen.

Man trägt sich in Afrika schon mit dem Gedanken, für die Schwarzen eine Hochschule zu bauen, und zeitweilig findet man in den Tagesblättern recht ansehnliche Beträge, die von Millionären für genannten Zweck ausgeworfen werden. Nun so weit gehen unsere Wünsche und Pläne nicht; wir sind zufrieden, wenn wir die nötigsten Volksschulen errichten können, und auch unsere geehrten Leser und Wohltäter zählen nicht zu jenen, die ihre frommen Gaben und Spenden in Zeitungen ausposaunen lassen. Sie rechnen vielmehr mit dem Gotteslohn, den der Herr ausbezahlt, der ins Verborgene sieht, und der auch den Heller der Witwe gebührend einzuschätzen weiß. Solch' echt christliche Gesinnung ermutigt auch den Missionär, in seinen mannigfachen Nöten und Bedürfnissen immer wieder und wieder an die Opferwilligkeit seiner Freunde und Gönner zu appellieren, zumal wenn es sich um ein so eminent wichtiges Werk handelt, wie es der Bau einer christlichen Schule im Heidenland ist.

Wer von unsern geehrten Lesern und Leserinnen ist nun bereit, mir in meinem großen Anliegen zu helfen? Sollte sich nirgends ein großer Kinderfreund finden, der bereit wäre, für seine schwarzen Lieblinge eine Heimstätte christlicher Zucht und frommer Sitte zu stiften? Mit Freuden wollten wir ihm dafür das Recht einräumen, für die neue Schule den himmlischen Patron zu wählen und ihr so für alle Zeiten den christlichen Namen zu geben.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch daran erinnern, daß, wie schon in einer früheren Nummer des Vergißmeinnicht erwähnt wurde, auf unserer Station der Bau einer Knaben- schule Bedürfnis geworden ist. Wir sind eben daran, die Ziegel zu machen. Mit dem Bauen können wir um so früher beginnen, je schneller meine heutige Bitte Erhöhung findet. Unsere Kinder aber werden ihre Dankeschuld gegen ihre edlen Freunde und Wohltäter durch eifriges Gebet abtragen.

Die Erbarmungen des Herrn will ich ewig besingen.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

St. Michael. — Wohl gibt es im Missionsleben mancherlei Mühen und Opfer, offen gesagt, auch manch' bittere Enttäuschung, sodaß dem seeleneifrigsten Mis-

sionär fast der Mut entsinken möchte, andererseits dagegen findet er und mit ihm all jene, die in der Heidenmission arbeiten, vielfach Grund und Ursache genug, aus dankerfülltem Herzen in die Worte des königlichen Sängers auszubrechen: „Misericordias Domini in aeternum contabo, die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen ewiglich.“ Zur Beleuchtung dieser Dankespflicht, die wir alle dem Herrn gegenüber haben, will ich von den Missionserlebnissen, die mir während der letzten zwei bis drei Jahre hier in St. Michael begegneten, nur einige wenige herausgreifen. Sie werden, wie ich hoffe, genügen, daß auch der aufmerksame Leser mit mir Gottes Güte und Erbarmen preise.

Engelbert war ein braver christlicher Rassenjunge. Seitdem er getauft worden war, suchte er seine Pflichten treu zu erfüllen und führte ein gutes, sittlich wohlgeordnetes Leben. Da dachte er allmählich daran, einen eigenen Hausstand zu gründen; er wollte eine „itaya“, ein eigenes Heim haben. Dazu gehört aber nach Gottes weiser Vorsehung eine Gehilfin. Engelbert sah sich um, oder vielmehr er hatte sich schon längst umgesehen und eine passende Umakoti (Braut) in einer gewissen Johanna gefunden. Diese seine Auserwählte war bisher in der Missionschule zu St. Michael gewesen, und galt ebenfalls als eine brave, gute und rechtschaffene Person.

Nun besteht aber im Rassenlande das sogenannte „Mkulobola-Gesetz“, d. h. der Bräutigam hat dem Vater der Braut zehn Ochsen zu geben, beziehungsweise ein Äquivalent an Geld. Wird ein Ochse nur zu vier Pfund Sterling oder 80 Mark berechnet, so sind es 800 Mark, also für einen Kaffer eine ganz respektable Summe. Dazu kommt dann noch ein Ochse für die Mutter der Braut, und noch eine Menge anderer Geschenke und Auslagen für dies und das, so daß viele Burschen nicht wissen, woher sie denn all das viele Geld nehmen sollen, um dem gestrengen Lobola-Gesetz zu genügen.

Unser Engelbert beschloß, in die Stadt zu gehen, um Arbeit zu suchen. Er hatte Glück, verdiente sich ein schönes Stümmchen Geld und konnte, da er sehr sparsam war, verhältnismäßig bald die verlangten Ochsen kaufen. Ein kleiner Nest fehlte zwar noch, allein der Vormund Johannas — der Vater war tot — gab die Einwilligung zur Heirat unter der Bedingung, daß der Fehlbetrag nach der Hochzeit beglichen werde. Beide Parteien stimmten zu, schon wollte man zur zuständigen Behörde gehen, um auch die gesetzliche Erlaubnis zum Eheabschluß einzuholen, — da brach in einiger Entfernung von hier unter den Kindern die heimtückische Pest aus.

Sofort wurden von der Regierung die strengsten Vorsichtsmaßregeln getroffen, um einem weiteren Umsichgreifen der höchst gefährlichen Seuche möglichst wirksam entgegenzutreten. Es wurde die Sperre verhängt; kein Vieh eines Distriktes durfte über die Grenze kommen. Zwischen dem Tzopo- und Umzinto-Distrikt wurden der ganzen Grenze entlang starke Drahtzäune gezogen und Wächter aufgestellt, daß kein Vieh herüber oder hinüber käme. Jede Mißachtung des Gesetzes ward mit den strengsten Strafen belegt.

Die Folgen, die sich aus diesen an und für sich höchst notwendigen Maßregeln ergaben, waren für die Eingebornen sowohl, wie für die weißen Farmer, sehr mißlicher Art. Jeder Verkehr mit Ochsenfuhrwerk hörte auf, das Vieh sank bedeutend im Preis, die Felder blieben zum größten Teil unbestellt usw. Für Engelbert aber ergab sich das traurige Resultat, daß seine Heirat un-

möglich wurde. Er wohnte allerdings von dem Onkel und Vormund seiner Braut gar nicht weit entfernt; allein er befand sich im Umzinto-Bezirk und jener im Gebiete von Tzopo. Infolgedessen durfte das Vieh nicht in den Kraal des Schwiegervaters (Vormundes) getrieben werden. Engelbert erklärte zwar, das Vieh gehörte fortan nicht mehr ihm, sondern Johannas Vormund, umsonst, der dickköpfige Kaffer wollte die Ochsen absolut in seinem Kraal haben. Was nun? Sollte Engelbert die Ochsen verkaufen und dem Schwiegervater das Geld geben? Unmöglich; wer wollte unter solchen Umständen Vieh kaufen? Das Äquivalent von 800 Mark hätte der geizige Vormund schon angenommen, allein Engelbert, der jenem rücksichtslosen Heiden außer den zehn Ochsen schon 300 Mark bezahlt hatte, stand mittellos da. —

In seiner Not ging Engelbert abermals in die Stadt



zur Arbeit. Bald hatte er mehrere Pfund beisammen und glaubte nun die Zustimmung zu erhalten. Der Alte nahm das Geld, weigerte sich aber, behufs der Eheabschließung zum Magistrat zu gehen. — Da war es mit der Geduld des armen Engelbert aus; er setzte sich über alle kirchlichen und bürgerlichen Vorschriften hinweg und lebte mit Johanna zum Aergernis vieler in wilder Ehe beisammen. Der heidnische Vormund hatte allerdings dagegen nichts einzuwenden; er wußte, über kurz oder lang sei ihm die verlangte Entschädigung sicher, doch was sollte ich, der Missionär, tun? Lagern auch viele Entschuldigungsgründe vor, der Akt war und blieb im höchsten Grade verwerflich, und ich konnte nie und nimmermehr meine Zustimmung dazu geben.

Ich suchte auf die beiden Verirrten einzuwirken, so gut ich eben konnte, ich ging persönlich zu ihnen und schickte auch andere, von denen ich glaubte, daß sie einen heilsamen Einfluß ausüben könnten, zu ihnen, bald eine ihnen bekannte Missionschwester, bald einen wohlmeinenden alten Freund usw.; auch den hartköpfigen Vormund ersuchte ich zur Milde und Nachgiebigkeit zu stimmen. Alles scheinbar vergebens. Sollte ich Strenge anwenden, öffentlich gegen das Aergernis auftreten, Kirchenstrafen verhängen, bezw. durch den Bischof verhängen lassen? Nein, die Klugheit riet mir davon ab; wie die Folge zeigte, hätte ich durch unzeitige Strenge alles verdorben. Daß die beiden vom Empfang der heiligen Sakramente ausgeschlossen waren, versteht sich von selbst.

Ich unterließ also die öffentliche Rüge und ließ desto eifriger beten. Kinder und Erwachsene, alle Neubekehrten, wurden zu fleißigem Gebete nach der bekannten

Meinung angehalten; und wie ich später hörte, haben die beiden Schuldigen selbst die gewohnten Gebetsübungen nicht ganz unterlassen. Solange aber der Mensch betet, ist noch immer Hoffnung vorhanden; er mag fallen, tief fallen, zu seiner Zeit wird er die Gnade der Befehrung erhalten und von seinem Falle aufstehen.

Als alle Menschenflugsucht und Menschenhilfe zu Ende war, griff der Herr ein. Engelbert wurde krank, schwerkrank. Er ging zum Arzte, doch der konnte ihm keine Hoffnung auf Besserung mehr geben. Nach einer gefährlichen Lungenentzündung, bei der Engelbert die nötigen Vorsichtsmaßregeln außer Acht gelassen, hatte sich bei ihm die Schwindsucht eingenistet. Es ging rapide mit ihm abwärts, seine Kräfte versielen zusehends, kurz, seine Lebensuhr war abgelaufen. . .

Eines Tages werde ich von seiner Mutter und der Mutter Johanna zu ihm gerufen. (Er selbst hatte dringend gebeten, man möchte den Priester holen.) Ich fand ihn in großem Elend und ganz zerknirscht. Er wollte beichten, bekannte offen sein Unrecht und erklärte sich bereit, alles gut zu machen. Unter solchen Umständen bedurfte es meinerseits keines langen Zuredens, ich machte ihm auch keinen Vorwurf; der Herr hatte ihn in die Schule genommen, und Er kuriert die Menschenherzen gründlich. Ich hörte seine Beichte; sie dauerte etwas länger als gewöhnlich, die Wirkung war aber auch eine ganz erstaunliche. Nach der Absolution fühlte sich Engelbert mit Gott versöhnt; es kehrte ein solcher Friede und eine solche Freude in sein Herz ein, daß nicht nur er selbst, sondern sogar seine heidnischen Verwandten mir aufs innigste dankten.

Tags darauf brachte ich ihm seinem Wunsche gemäß die heilige Kommunion. Als ich mit dem Allerheiligsten in der Hütte ankam, fand ich alles recht schön und würdig hergerichtet. Einige benachbarte Christenfrauen hatten das aus freien Stücken getan. Ich bot dem Kranken nochmals Gelegenheit zu einer kurzen Beichte und reichte ihm sodann die hl. Kommunion. Die hl. Sterbesakramente spendete ich ihm noch nicht, weil ich noch keine unmittelbare Todesgefahr vorhanden glaubte. Wenige Tage später jedoch verschlimmerte sich sein Zustand ganz bedenklich und da reichte ich ihm auf seine dringenden Bitten die hl. Wegzehrung und spendete ihm die letzte Oelung nebst Generalabsolution. Ich verließ ihn mit der Mahnung, sich ganz in Gottes heiligen Willen zu ergeben und viel zu beten um eine glückselige Sterbestunde. Er versprach alles und dankte von ganzem Herzen.

Es wird Abend, — da kommt der todfranke Engelbert, mühsam und elend auf einem Pferde sitzend, zur Missionsstation! Einige gute Freunde hatten ihn gehalten und sein Köpfelein geleitet. Er läßt mich rufen und spricht, nachdem man ihm glücklich heruntergeholfen: „Baba, nimm mich auf! Schenk' mir ein Plätzchen auf der Station! Ich will hier sterben, will mich gut auf den Tod vorbereiten und den Priester in der Nähe haben, wenn's zum Sterben geht.“

Die Bitte wurde ihm gern gewährt. Nun war Engelbert bei uns. Er hatte beständig den Rosenkranz in der Hand und betete viel. Am Rande der Ewigkeit denkt der Mensch eben anders, als in gesunden Tagen, anders als im vollen, tollen Strudel wilder, ungezügelter Leidenschaften. Er ließ sich auch aus guten Büchern vorlesen, versuchte zuweilen selbst darin zu lesen, war geduldig, dankbar, gottergeben, gab in jeder Beziehung ein gutes Beispiel, kurz, zeigte, daß seine Befehrung eine wahre und aufrichtige gewesen.

So vergingen noch 14 Tage bis zu seinem seligen Ende. Als er merkte, daß der allgewaltige Tod an seiner Herzenstüre pochte, ließ er Johanna, seine Braut, sowie die beiderseitigen nächsten Anverwandten rufen, sodaß sich zuletzt gegen 15 Personen um sein Sterbelager versammelten. Der Hochw. P. Mansuet war auch zugegen, desgleichen unser Katechet und zwei Schwestern.

Engelbert richtete sich mühsam auf und sprach: „Ich will mein Vergernis gutmachen und bitte alle um Verzeihung!“ Dann diktierte er als seinen letzten Willen: „Der Vormund meiner Braut hat von mir zehn Pfund und zehn Schilling (210 Mark) erhalten; andere kleinere Geldbeträge und Ziegen erwähne ich gar nicht. Die erstere Summe aber soll dem katholischen Bruder meiner Braut zugute kommen, wenn er volljährig ist; mein Vargeld aber soll meine Mutter erhalten.“ Mit zitternder Hand unterschrieb er; der heidnische Vormund setzte brummend sein Handzeichen bei und zur Beruhigung des Kranken unterzeichneten auch wir, P. Mansuet, ich selbst, und der Katechet als Zeugen. Zuletzt nahm Engelbert Abschied von seiner Braut. Sie gaben einander die Hand; der Blick sagte mehr als alle Worte. Dann eilte Johanna hinaus und kam bis zu seinem Vercheiden nicht mehr herein.

Ganz erschöpft sank der Kranke auf seine Lagerstätte zurück. Zwei Tage darauf, — es war am 22. März 1909 — hauchte er kurz vor Mitternacht betend seine Seele aus. Möge er dort drüben einen gnädigen Richter gefunden haben!

Triashill.

Was unsere Mission betrifft, so dürfen wir gottlob sagen, daß sie einen besseren Erfolg aufweise, als unsere zeitlichen Geschäfte. An Ostern wurden wieder 67 Personen getauft und 28 andere empfangen die erste hl. Kommunion. Ihr Eifer im Kirchenbesuch und im Empfang der hl. Sakramente seitdem ist lobenswert. Möge es nur so bleiben, auf daß bald ein neues Geschlecht aus den Ruinen des Heidentums emporwache.

Seit Weihnachten wurde auch der Anfang gemacht, auf drei Außenposten die hl. Messe zu lesen, d. h. in St. Kassian, St. Bonifaz, St. Anton. Auf den beiden ersteren Plätzen unterrichten zwei schwarze Lehrer, nach dem dritten wird demnächst ein solcher hingeschickt. Desgleichen ist bereits eine weitere Schule gebaut, etwa 2 Stunden von hier, und dem hl. Michael geweiht. Etwa 2 Stunden weiter besitzt Penhalonga, die hierzulande weit bekannte und sehr geachtete englische Hochkirch-Mission eine englische Filiale von größerer Bedeutung mit eigenem weißen Minister, Kirche und Schule. Bei diesem St. Michael-Schulbau, wie bei allen unseren Schulbauten hat sich Bruder Flavian durch seine unermüdlige Tätigkeit hohes Verdienst erworben. —

Wir haben hier auch etwas Neues angefangen! Um in dem unter den Konfessionen schon beinahe völlig aufgeteilten Lande noch die eine oder andere Eroberung zu machen, haben wir nämlich zwei Burschen unserer Boarding-Schule nach der Scotsdale-Reserve gesandt, einem von mächtigen Bergen eingeschlossenen, sehr abgelegenen Plaze. Es erfordert ungefähr zwei Tagereisen, um von hier aus hinzukommen, und liegt jenseits unserer Distrikthauptstadt Inyanga. Dort findet sich bereits eine stattliche Anzahl Kraale und ist noch Raum und gutes Land für viele weitere schwarze Ansiedler. In dieses Gebiet nun, das Bruder Megidius ausfindig gemacht, hat noch keine andere Konfession ihre Schritte

gelenkt, und so haben wir uns diesen Platz gesichert. Mögen sich unsere diesbezüglichen Hoffnungen mit Gottes Gnade erfüllen! Bruder Zacharias ist nach viermonatlicher Abwesenheit am 23. Mai hier angekommen. Wir können seine Arbeitskraft so gut gebrauchen und freuen uns seines Wiederkommens.

Schw. J. Mayr hat sich neben der Arbeit seines Unterrichtes für angehende Katecheeten und Lehrer nun auch noch an das Drucken gemacht! Mariannhill hat uns nämlich das entsprechende Material zum Drucken gütigst zugesandt — freilich nicht in neuester Ausstattung, — so daß J. Mayr mit Hilfe des Br. Flavian, dem ehemaligen Seher in Mariannhill, seine neuesten Lieder u. s. f. selbst vervielfältigen kann. —

Sonst alles gut hier! Die „Erblichkeit“ aber ist, nachdem selbst Hund, Kaze und Affe ihren Anteil bekommen haben, glücklich auf die leblosen Dinge hinübergesprungen. Schon seit Wochen bemühte sich Br. Leopold, gute Ziegel herzustellen, doch vergebens. Was aus dem dunklen Fasse hervorlam und das Licht der Welt erblickte, fiel alsbald wieder in sich zusammen unter den mörderischen Streichen des strömenden Regens. Doch der Bruder gibt nicht nach; die gesunkenen Burschen wandern neuerdings in das chaotische Fag, das Leben spendet, und schließlich bleibt Br. Leopold der ruhmgekrönte Sieger; der Regen weicht, der Ziegel ist geschaffen. Nun muß sich letzterer hübsch trocken halten und die Feuerprobe bestehen!

P. Adalbero.

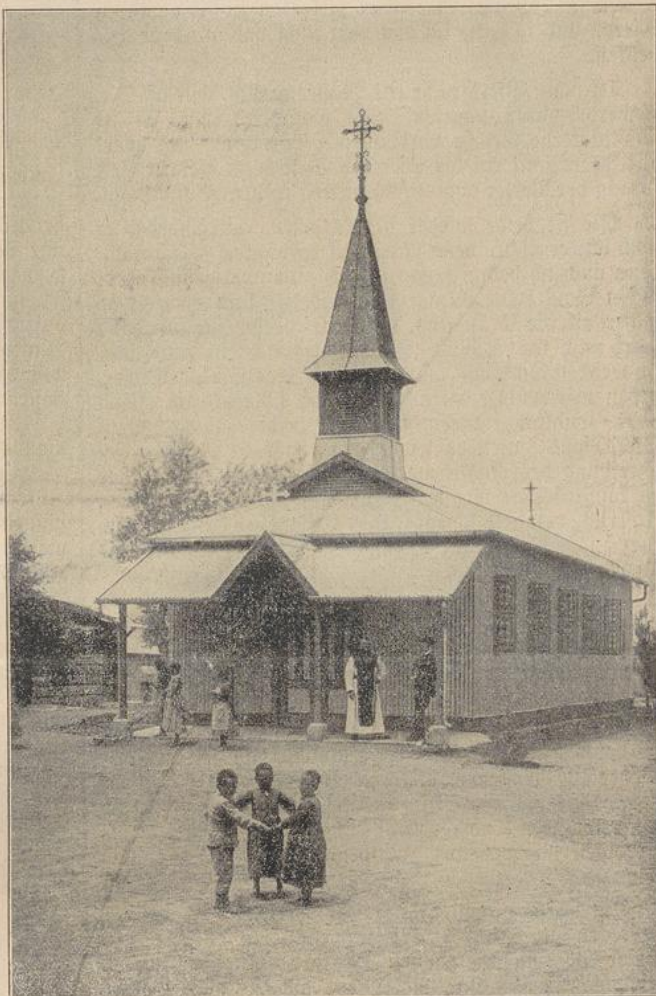
Der Schulinspektor auf Besuch.

Keilands. — Wir erhielten kürzlich den Besuch unseres neuen Schulinspektors, Mr. Anders von Capetown. Er ist der Sohn des deutsch-lutherischen Pastors von Braunschweig bei King Williamstown. Alle waren wir auf seinen Besuch gespannt, müssen aber zu unserer Freude konstatieren, daß er ein höchst gemüthlicher, netter Mann ist, mit dem sich reden läßt. Aber auch er machte die freudige Erfahrung, daß die ernstesten Mönche durchaus nicht so finster, faul und intolerant sind, wie er so oft schon in seinen Büchern gelesen hatte.

Indes sollte der gute Herr eine Erinnerung an Keilands mit auf den Heimweg nehmen, die er wohl sein ganzes Leben nicht vergessen wird, wie er selbst gestand. Das Erste, was er bei seiner Ankunft tat (wie alle, die sich hieher verirren), bestand darin, daß er über den schlechten Weg weidlich schimpfte, und zwar in deutschen, kernigen Kraftausdrücken. Er könne nicht begreifen, wie man überhaupt an einem solchen Orte wohnen könne. Auf seine Mitteilung hin, daß er am folgenden Tage eine presbyterianische Schule prüfen wolle, stellte ich ihm in Aussicht, er werde bei dieser Gelegenheit noch schönere Entdeckungen machen. Durch die Drahtzäune, die längs des großen Kei-Niver kurz vorher vollendet wurden, waren alle Fahr- und Fußwege abgesperrt, und so hielt es schwer, den Weg nach Engqueleni, wo Herr Anders Schulprüfung halten wollte, zu finden. Ich entschloß mich, mit ihm zu reiten und den Wegweiser zu machen.

Auf dem Hinweg ging es noch leidlich, obwohl der Inspektor meinte: „Bei Euch ist zwar die Welt nicht mit Brettern verschlagen, aber mit Felsstücken und Steinplatten verpflastert und mit Draht verzäunt!“

Wir kamen an der Stelle vorüber, wo jenseits des Great-Kei an der Mündung des Ngolosa jene große Busch-



Missionskirchlein in Kevelaer.

mannshöhle sich befindet, aus der ich seinerzeit schöne Steine mit Malereien für das Mariannhiller Museum erobert habe. Es finden sich noch viele andere Malereien daselbst, ägyptische Jäger, Soldaten, weiße Königinnen und so fort, ein wirklich historischer Platz für die Geschichte von Südafrika. Selbstverständlich wurde dem Herrn Inspektor der Mund wässerig, er wollte sich die Sache näher ansehen, um so mehr, da er noch nie eine Buschmannshöhle gesehen hatte. Ich versprach, auf dem Heimweg ihn dorthin zu führen und so geschah es. Zuerst nun galt es, über den Fluß zu setzen, der ziemlich voll war und mit seinen Wassermassen den guten Herrn bereits nervös machte. Dann ging es im Fingoland längs des Kei dahin, bis wir zu einer schiefen Steinplatte (etwa 50 Fuß breit) gelangten, die wir nolens — volens zu passieren hatten, und zwar mit den Pferden. Die Sache war wirklich bedenklich; wenn die

Pferde ausglitten, konnten sie leicht in den Fluß fallen. Es ging jedoch glücklich ab, allerdings nicht ohne Angst und Bangen. Endlich kamen wir zum Ngolosa-Flüßchen, das die Grenze bildet zwischen Fingo- und Tembuland. Da jenseits desselben eine steile Felsenwand vom Ufer aus emporstieg, und kein anderer Ausweg offen stand, so mußten wir den Fluß hart an seiner Mündung überschreiten. Ich hatte das schon oft getan zu Fuß und zu Pferd, und so hatte ich auch jetzt nicht das mindeste Bedenken.

Da mein Pferd nicht ins Wasser wollte, bat ich Mr. Anders, voranzureiten, und versicherte ihm, es sei absolut keine Gefahr vorhanden. Er tat es . . . aber! das Pferd sank ein bis über den Sattel; zu gleicher Zeit sprang der Reiter vom Pferd mitten in den Fluß hinein.

Wie sie beide wieder herauskamen, weiß weder er noch ich: er nicht, denn er war zu erschrocken — ich nicht, denn auch ich bekam meinen Teil, nur noch gründlicher! Mein Gaul folgte hinter dem andern, kam noch etwas näher an die Mündung, versank, drehte sich um und warf mich ins Wasser. Ich wälzte mich ein paar Mal im weichen Schlamm, tat einen kräftigen Schluck Wasser, neben mir wühlte mein Pferd, das ich noch am Zügel hielt, endlich retteten wir uns beide (ich und mein Pferd) ans jenseitige Ufer. Man erspare mir die Beschreibung des Aussehens der beiden Reiter; es genüge zu konstatieren: wir waren pudelnaß und hatten einen Anstrich grau-gelb-schwarz. Das Hochwasser hatte nämlich kurz zuvor eine Masse Schlamm abgelagert, in dem die Pferde versanken.

Wir standen jetzt vor der Buschmannshöhle, aber der verunglückte Schulinspektor wollte sie nicht mehr besichtigen. Er habe gerade genug gesehen an Wasserlauf und Flußbett . . . sein Leben lang werde er der Stelle eingedenk bleiben, wo die Grenze liegt zwischen Tembulu- und Gaita-Land! Wir machten uns auf den Heimweg, in kleinlauter Stimmung, und erst als wir wieder in trockenen Kleidern steckten, wagte sich der Humor aus seinem Schlupfwinkel heraus. Nachträglich bat mich Mr. Anders, eine Photographie jenes denkwürdigen Pläzes ihm zu beschaffen, was mir auch gelang.

Um den guten Herrn für den ausgestandenen Schrecken und den vereitelten Plan zu entschädigen, führte ich ihn am nächsten Morgen zu einer anderen Buschmannshöhle mit Malereien, die wir ohne Gefahr erreichten. Wir schieden als die besten Freunde; nur wollte er mir nicht versprechen, so schnell wieder nach Keilands zu kommen, denn: „ein Spaziergang zu den Römern räche sich gar zu empfindlich“, und als er dies sagte, schaute er mich mit einem ganz verschmitzten Blicke an.

Ich suchte ihn zu trösten mit der Versicherung, daß dergleichen Abenteuer für uns gar nicht außergewöhnlich sind. Er meinte, er habe während seines Aufenthaltes in Keilands reiche Erfahrungen gemacht, wovon er seinen Freunden erzählen könne, und das sei auch ein Hochgenuß!

P. Albert Schweiger.

Jeder guten Handlung Wert
Wird durch Eigennuß zerstört.

Kälte in Südafrika.

Während in Europa im Juli und August letzten Jahres eine ganz abnorme Hitze herrschte, war es zur selben Zeit in Südafrika so kalt, daß es allgemein hieß, seit Menschengedenken könne sich niemand hier einer solchen Witterung erinnern. Bruder Adrian schreibt darüber aus Ezenstockau:

„Winterwald im Sonnenlance,
Reich an Silber und Demanten,
Die an jedem Zweige blühen,
Die auf jeder Krone brannten.“

Dieses prachtvolle Schauspiel, welches der Dichter in Verse kleidet, bietet uns heute am 27. August der Emhlabeni Bush, wenn er sein schneegekröntes Haupt in der Sonne glitzern läßt. Gestern hatten wir das herrliche Panorama, daß alle uns umgebenden Berge mit Schnee bedeckt waren. Wäre die Erde nicht so feucht gewesen, so hätten unsere Kinder hier im Tale das seltene Vergnügen gehabt, Schneezuballen. Heute verdunstet dieser bleiche Gast so allmählich wieder vor dem Mutterblick der Sonne, die eben den Menschen eine wahre Mutter ist und den Schnee als Stiefsohn schief anschaut.

Aus Clairvaux aber berichtet der Hochw. P. Hieronymus:

Hier war ein solcher Frost, wie ich selbst in Mariazell nie erlebt habe. Einen halben Meter lange Eiszapfen hingen von den Dächern hernieder. Der Schnee hat vielen Schaden angerichtet. Unter seiner Last brachen viele Bäume zusammen, andere hatten ihre schönsten Nester verloren. Viel Vieh, besonders Schafe, sind infolge des Schneefalles, der Kälte und des Futtermangels zugrunde gegangen. Bruder Schaffner mußte unser Vieh teils im Heuschuppen, teils in der Schreinerei (!) unterbringen, doch konnte er schließlich alle retten.

Unsere schwarze Schuljugend aber lieferte sich mit Schneeballenwerfen eine regelrechte Schlacht. Knaben standen gegen Mädchen, und letztere haben vom großen Mergel der Ruben einen glänzenden Sieg davongetragen, Schuld daran war nicht etwa ihr Mut oder eine größere Treffsicherheit, sondern ihre — Schürzen. Darin hatten sie nämlich einen großen Vorrat von Schneeballen aufgehäuft und konnten somit gegen die Knaben ein ununterbrochenes Bombardement unterhalten, während diese erst mühsam neue Projektilen formen mußten.

Dem Gelöbniße treu.

(Frei nach Chateaubriand.)

Wohl wenige Länder der Erde können sich eines solchen Reichtums an prächtigen Strömen und riesengroßen Wasserspiegeln rühmen, wie Nordamerika. Im Schoße der hohen Gebirgskette, die das Land von Nord nach Süd durchzieht, sammeln sich die Wasser, stürzen als schäumende Gießbäche von Fels zu Fels, bilden Katarakte und Seen und wälzen endlich als gewaltige Ströme ihre Fluten durch endlose Savannen und undurchdringliche Wälder dem Atlantischen Ozean zu. Fürst der nordamerikanischen Wasserläufe aber ist der Mississippi, der „Vater der Ströme“.

Kurz nach seiner Entdeckung durch europäische Reisende kamen weiße Kolonisten und siedelten sich an seinen üppigen, äußerst fruchtbaren Ufern an. Zu schwach, um einem feindlichen Ueberfall durch Indianerhorden widerstehen zu können, schloß die junge Kolonie

ein Bündnis mit den Natschez, einem indianischen Volksstamm, dessen Macht ringsum gefürchtet war.

Unter diesen Wilden nun befand sich ein ehrwürdiger Greis, der ob seiner Weisheit und Tugend das Ansehen eines Patriarchen genoß. Sein Name war M a d o n d a.

Er hatte ein gar bewegtes Leben hinter sich, hatte viele und schwere Schicksalsschläge erfahren teils in den Urwäldern Amerikas, teils in Europa, wohin man ihn nach einem Aufstande der Indianer geschleppt hatte. Hier zwang ihn das grausame Geschick, in der Nähe von Mar-

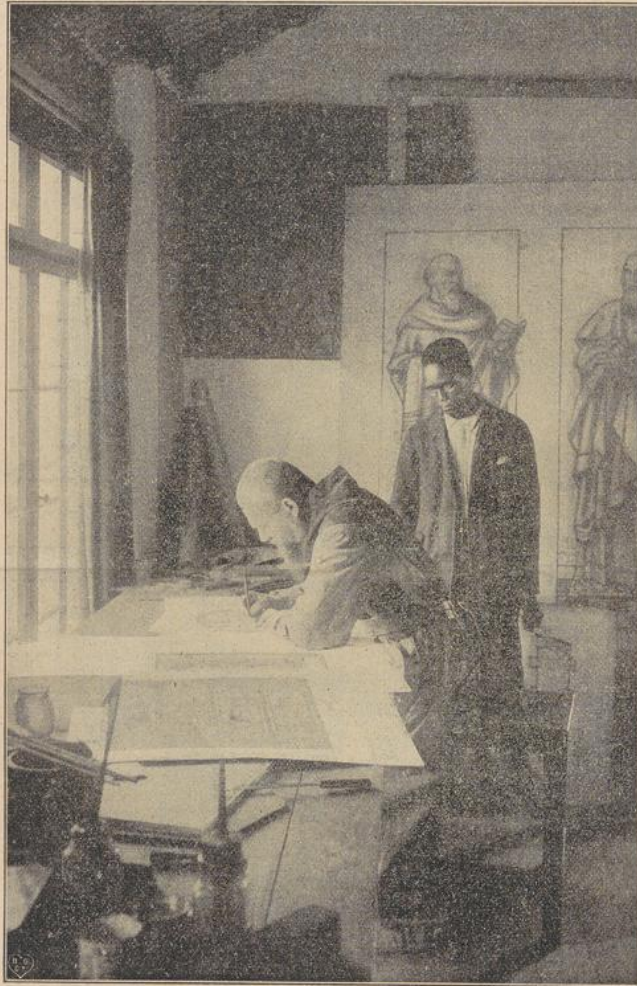


Gewonnene Schlacht. (Nach dem Gemälde von Th. Kleehaas.)

seille als Galeerenflave zu dienen, erhielt dann aber die Freiheit wieder, ja wurde sogar dem Könige Ludwig XIV. vorgestellt und hatte Verkehr mit den großen Männern jenen Jahrhunderts. Er wohnte den lufelischen Festen in Versailles bei und lauschte den Tragödien Racins und den Reden Bossuets, kehrte dann aber wieder zurück in die Urwälder Nordamerikas. Denn hier war seine Heimat und hier hatte er schon als Jüngling so Schweres erduldet, daß die Erinnerung daran ihn nicht mehr verließ Zeit seines Lebens. Viele Jahr-

Glück mehr blühte, entschloß er sich, als Krieger diesem indianischen Volkstamm beizutreten und bat den greisen Madonda um diese Gunst. Dieser, mit den menschlichen Leidenschaften wohl vertraut, unterwarf ihn zunächst einer strengen Prüfung, und da er ihn in seinem Entschlusse fest und unerschütterlich fand, nahm er ihn in die Gemeinde auf und behandelte ihn wie seinen eigenen Sohn.

Eines Tages hielten die Indianer eine Viberjagd ab. Madonda, obgleich blind, mußte sich ebenfalls dem Zuge anschließen, denn sein Rat ging ihnen Volksgenossen über alles. Der Jagd gingen nach altheidnischem Brauch verschiedene abergläubische Vorbereitungen voraus; man betet und fastet, die Gaukler deuten die Träume, man befragt Manitu, den großen Geist, opfert Tabak, verbrennt Zungenstücke vom kanadischen Elen und lauscht, wie sie in den Flammen knistern. Endlich ist alles bereit; die Zeichen sind günstig, man bricht auf. Mit Hülfe der Gegenströmung segeln die Kähne den Mississippi hinauf und gelangen in das Bett des Ohio. Es ist Herbst Voll Staunen sieht René, der sich ebenfalls dem Zuge angeschlossen hatte, die prächtigen Waldungen und bedauert nur, daß Madonda, der edle Greis, diese Herrlichkeit nicht mehr schauen konnte.



Zeichenbureau in Mariannhill (Dr. Otto).

zehnte waren seitdem vergangen, und noch immer stand das Schreckliche wie ein wilder Traum seiner Jugend in höchst lebendigen, tiefergreifenden Bildern vor seiner Seele.

Zuletzt wurde der arme, vielgeprüfte Mann noch blind. Ein junges Mädchen begleitete ihn über die Hügel seiner Heimat, wie einst Antigone die Schritte des blinden Oedipus über den Cytheron lenkte, oder Malvina den schottischen Varden über Morvens Felsen führte.

Da kam im Jahre 1725 ein Franzose, namens René, nach Nordamerika, wanderte den Mississippi hinauf und kam bis zu den Ratscheg. Da ihm in der Heimat kein

An einem stillen Abend — es ging schon tief in die Nacht, die Indianer schliefen und die silberne Scheibe des Vollmondes beleuchtete mit magischem Glanz die zahlreichen Boote, die mit ausgespannten Segeln von einer leichten Brise bewegt wurden — da saßen René und Madonda noch wach in ihrem Kähne. Ihre Herzen waren von einer eigentümlichen Nüchternung ergriffen. Keiner sprach ein Wort, denn ihre Seele weite in tiefen Gedanken. Bunte Bilder und mannigfache Erinnerungen stiegen in ihnen auf; René dachte an sein Vaterland, an die Eltern, Geschwister und Freunde, die er dort zurückgelassen, Madonda aber eilte im Geiste zurück in die Jahre seiner Jugend, und da kam ihm alles wieder zum Bewußtsein, was er damals geschaut, getan und gelitten, und zwar so lebhaft, als sei es erst geschehen. Wenn etwas übergroß in der Seele gährt und schäumt, so spricht man's gerne aus, zumal vor einem teilnehmenden Freunde, denn geteilter Schmerz ist halber Schmerz. So kam es Madonda ganz erwünscht, als René plötzlich zu reden anhub:

„Mein Vater, der große Geist, gab dir die Weisheit und ein langes, vielbewegtes Leben. Bitte, erzähle deinem Sohne die Geschichte deiner Tage, zumal die Erlebnisse deiner Jugendzeit, damit ich sie später meinen Kindern und Kindeskindern erzählen kann, und so dein Andenken erhalten bleibe auf viele Generationen.“

Da setzte sich der blinde Greis zu René auf den Hinterteil des Bootes und begann seine Erzählung.

(Fortsetzung folgt.)

Sei gegen alle liebevoll, gütig, freundlich ohne Ausgelassenheit; wende alles Gute an zur Ehre Gottes und tue nichts ohne Rat und Ueberlegung!

Ein leichtes, schnell und sicher wirkendes Mittel gegen Brandwunden.

Hast du, mein liebster Leser, schon einmal das Unglück gehabt, die Hand oder sonst ein Glied schwer zu verbrennen? Wenn nicht, so danke Gott! Denn eine tiefe Brandwunde verursacht einen entsetzlichen Schmerz; man sagt nicht umsonst: „Das brennt wie Feuer.“ Dazu kann dann das Uebel noch Wochen und Monate dauern, oder dich gar zum lebenslänglichen Krüppel machen.

Bisher bleibst du vielleicht verschont, aber das Uebel kann dir, oder irgendeinem, der dir nahe steht, heut oder morgen passieren. Wie froh wärest du dann, wenn du ein gutes, rasch und sicher wirkendes Gegenmittel zur Hand hättest!

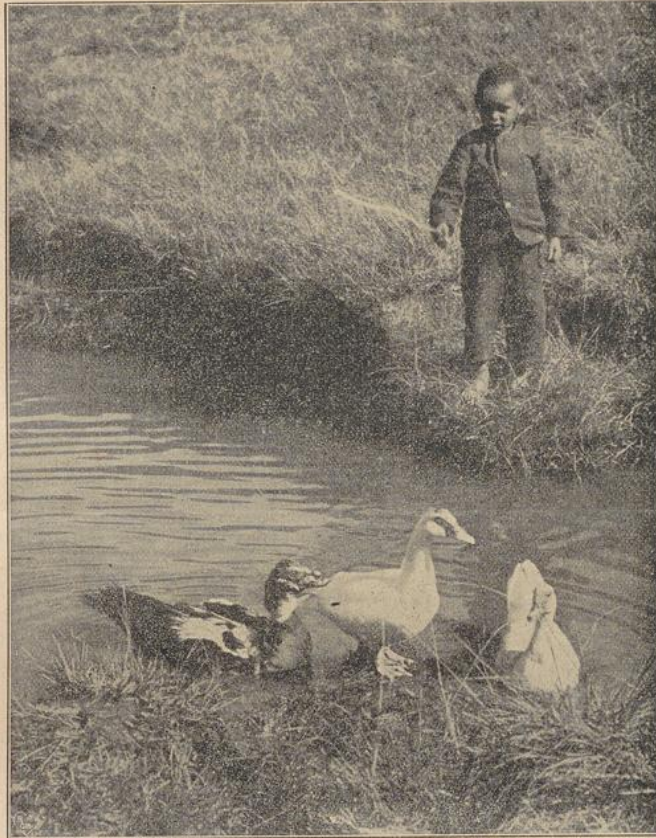
Mein Freund, ich kenne so ein Mittel, und zwar eines, das jedermann, auch dem Ärmsten zur Verfügung steht, und das ihn obendrein keinen roten Heller kostet; und dieses Wundermittel ist — das Wasser! — Schüttle mir nicht unglaublich den Kopf! Ich sage dir: Wasser, richtig gegen Brandwunden angewendet, hilft auffallend schnell und absolut sicher. Zum Beweise dafür werde ich dir sogleich eine Reihe unbestreitbarer Tatsachen anführen, vorläufig bitte ich bloß um das Eine: leg' diesen Artikel nicht voreilig aus der Hand, sondern lies ihn ruhig und beachtsam bis zum Ende durch, dann wirst du, wenn du fertig bist, Gott danken, daß er diese Zeilen in deine Hände kommen ließ. Was mich zum Schreiben bewegt, ist reine, uneigennützige Nächstenliebe. Zeitlichen Gewinn habe ich davon nicht den geringsten, wohl aber hoffe ich mir damit den stillen Dank so mancher armen, schwer heimgesuchten Seele zu verdienen. Doch nun zur Sache!

Bei uns, im Schwesternkonvent Mariannhill, kennt man seit ein paar Jahren gegen Brandwunden nur dies eine Heilmittel, das Wasser. Sobald jemand das Unglück hat, sich zu brennen, bereitet die Krankenschwester für das beschädigte Glied ein lauwarmes Bad, das nach und nach abgekühlt wird. Das Bad dauert ununterbrochen sechs Stunden. Das kranke Glied muß dabei vollständig unter Wasser sein und durch ein Tuch von der Außenwelt abgeschlossen werden. In der Regel hören die Schmerzen sofort auf. Handelt es sich um eine leichte Verbrennung und zwar an Teilen, wo wenig Muskeln sind, so ist dem Uebel nach Ablauf der sechs Stunden schon für immer abgeholfen; in schwereren Fällen braucht es je nach Art und Größe der Wunden etwas länger. Zum Belege hiefür mögen folgende wohlverbürgte Tatsachen dienen:

Eine Schwester hatte sich in der Waschküche vier Finger der einen Hand stark verbrannt. Sie glaubte anfangs den Schmerz überwinden zu können, allein gegen ihren Willen preßte ihr derselbe Tränen aus. Sie mußte nun die Hand in einem kleinen Geschirr sechs Stunden lang unter Wasser halten, — für sie, bei ihrem lebhaften Temperament und der vielen Arbeit, die es gab, schon eine kleine Ruhe, zumal da sie im Wasser gar keine Schmerzen mehr fühlte, — doch sie hielt geduldig

aus, konnte aber auch dafür am nächsten Tag ungehindert ihrer Arbeit nachgehen, in heißem Wasser waschen usw., kurz arbeiten, als wäre nichts geschehen.

Einmal hatte unsere Schwester Waschmeisterin das Unglück, auf dem nassen, schlüpfrigen Boden der Waschküche auszugleiten. Sie fiel mit einem Arm in kochend-heiße Waschbrühe. Sofort wollte sich vom Handgelenke bis zum Ellenbogen die Haut ablösen. Die Finger hatten weniger gelitten. Sie eilt zur Krankenschwester; diese besorgt schnell ein entsprechendes, lauwarmes Bad. Da es schon am Nachmittag war, als das Unglück geschah, wurde es zehn Uhr abends, bis die sechs Stunden



Der Entenbub.

vorüber waren. Die Schwester sagte mir später: „Sobald der Arm ins Wasser kam, hörten die Schmerzen vollständig auf, und ich habe überhaupt keine Schmerzen mehr gefühlt, ausgenommen die paar Augenblicke, in denen ich am ersten Abend versuchte, den Arm aus dem Wasser zu heben. Denn sobald das verbrannte Glied nur ein wenig über das Wasser hervorlugte, fühlte ich sofort einen brennenden Schmerz.“

„Abends zehn Uhr nahm die Krankenschwester ein grobes leinenes Tuch, tauchte es kalt ins Wasser und legte es mir vierfach gefaltet um den verbrannten Arm, dann schlug sie ein wollenes Tuch darüber und umwickelte das Ganze mit einer Binde. Ich begab mich zur Ruhe und schlief, als wäre nichts geschehen, die ganze Nacht. Am nächsten Morgen erneuerte man den kalten Wickel, nahm aber diesmal ein kleineres Linnentuch, legte ein

Stück Pelpapier darüber, um es länger feucht zu halten, und unwickelte es mit einer Binde. Um 9 Uhr morgens ging ich, den Arm in der Binde, meiner Arbeit nach. Selbst mit zugreifen konnte ich allerdings nicht, aber ich vermochte die Arbeit anzuordnen und ich konnte überall nachschauen. Im Laufe des Nachmittags mußte ich wieder sechs Stunden ins Wasser, dann kam nochmals der nasse, dicke Umschlag wie am Vorabend.

Am dritten Tag mußte ich den kranken Arm wieder mehrere Stunden im Wasser baden, und für die Nacht gab's den kalten Wickel. Dieser wollte mir aber nicht mehr recht behagen, denn die Heilung hatte bereits begonnen, und damit stellte sich ein stark juckendes Gefühl ein. Ich legte daher die Binde samt dem Tuch und nassen Umschlag weg, und konnte dann wieder ruhig schlafen.

Von da an gab's keinen nassen Wickel mehr; man überpinselte statt dessen das kranke Glied mit einer Salbe oder Flüssigkeit, die aus Leinöl und Kaltwasser, zu gleichen Teilen gemischt, hergestellt war, legte mir ein trockenes, nicht allzu dickes Linnen Tuch herum und unwickelte das Ganze mit einer dünnen Binde. Diese Prozedur wiederholte man, so oft es nötig war.

Die verbrannte Haut war nach und nach wieder eingeshrumpft und hatte sich braun gefärbt, die neue Hautbildung aber ging rasch voran. Da die Finger bis zum Mittelglied gesund waren, konnte ich am vierten Tage schon wieder etwas arbeiten. Nach Ablauf einer Woche aber waren Arm und Hand vollständig geheilt, ohne daß sich während der ganzen Zeit die geringste Entzündung gezeigt hätte. Die alte verbrannte Haut löste sich von selbst ab; auf der Neubildung aber blieb nicht einmal eine Narbe, oder sonst ein Zeichen des geschehenen Unglücks zurück.

Diese zwei Beispiele könnten dem geneigten Leser schon hinreichend die wunderbare Heilkraft des Wassers beweisen. Ich will aber, der vielen leichteren Fälle gar nicht gedenkend, noch einen dritten, etwas komplizierteren Fall anführen. Die Sache verhält sich so:

Eine junge Lehrschwester wollte anderen behilflich sein, im Kinderchlaßaal zum Schutze gegen eine gewisse Insektenplage, die Nitzen und kleinen Löcher mit kochendem Teer auszutreiben. Eben trug sie auf einem Blech einen Becher voll herbei. Da fällt unglücklicherweise der Becher um, und der Inhalt ergießt sich über ihre Hand. Die innere Handfläche, die Daumenwurzel und verschiedene Stellen an den Fingern und dem Handrücken werden schwer verbrannt. Eilends steckt sie die Hand ins kalte Wasser, doch der Teer sitzt fest in der Haut und brennt glühend hinein.

Sie eilt zur Krankenschwester. Diese bereitet ein lauwarmes Bad, in das sie die Hand sechs Stunden lang hineinhaltend muß. Später erzählte mir die Schwester folgendes: „Im Wasser hörten die Schmerzen nicht ganz auf, doch waren sie weit geringer und viel erträglicher. Ich hatte große Mühe, den Teer von der Hand wegzubringen, und die Krankenschwester machte hin und wieder leichte Einschnitte, um dem Wasser bessern Zutritt zu verschaffen. Der Unfall ereignete sich an einem Samstag, und eine volle Woche hindurch habe ich die Hand fast beständig gebadet. Ueber Nacht machte man mir wohl nasse Umschläge, allein, ich mußte dieselben nach einiger Zeit immer wieder entfernen, weil der innere Brand zu groß war. Morgens verband man mir die Hand, damit ich zur hl. Messe gehen konnte, sonst aber hielt ich sie den Tag über und auch während eines

Teiles der Nacht beständig unter Wasser. So verrichtete ich meine Gebete und nahm meine Mahlzeiten ein. Andere Mittel habe ich nicht gebraucht.

Am fünften Tage löste sich die Haut von selber ab, und die neue war in der Entwicklung schon ziemlich vorangeschritten. Am achten Tage konnte ich, mit einem nassen Wickel um die Hand, außer Wasser bleiben; nach zehn Tagen aber nahm ich meine Schularbeiten wieder auf. Die beschädigten Teile waren mit einer neuen Haut überzogen und der Schmerz gänzlich verschwunden. Die Haut war noch zart und leicht gerötet, — zum Schutze wurde sie noch ein paar Tage mit einer dünnen, trockenen Binde umwickelt, — heilte aber in Bälde vollständig aus, und gegenwärtig ist daran keine Spur von einer Narbe oder etwas dergleichen zu entdecken.“

(Schluß folgt.)

Mancherlei Merkwürdiges

erzählt uns von der Bibelübersetzung der Missionär Kunze, welcher unter den Papuas das Evangelium verkündigte. Der Missionär konnte beispielsweise nicht das Gleichnis vom guten Hirten erklären, weil die Papuas keine Schafe und infolgedessen auch keine Hirten kennen. Auch andere Anschauungsweisen machten sich nicht selten als Hindernis geltend. Kunze schreibt darüber: „Ich hatte auf Dampier eines Tages für mich das Gleichnis von den guten und den faulen Fischen gelesen; nicht lange währte es, und ich befand mich auf dem Wege nach unserm Nachbardorfe. Ich erzählte dort den Leuten das Gleichnis; aber siehe da, einer meiner Zuhörer antwortete: „Kunze, wir essen die faulen Fische auf.“ Das war mir unwillkommen, denn das Gleichnis hatte auf diese Weise seine Wirkung verfehlt, und ich mußte nach anderen Gleichnissen greifen, die zu der Anschauungsweise der Leute paßten.“

Die bayerischen Missionäre in Neu-Guinea übersetzen das Vaterunser in die Papuasprache. Da ging es denn manchmal gar wunderlich zu. Da mußten sie gleich zu Anfang das Zeitwort „sein“ durch „sizen“ ersetzen, so daß der Eingang also lautet: „Vater Unser, Du sizest im Himmel.“ Bei der zweiten Bitte fand sich kein Wort für „Reich“, es mußte daher an Stelle der Sache die Person als „Herrscher“ gesetzt werden. Die Herrscher in Neu-Guinea sind Häuptlinge; daher die zweite Bitte so wiedergegeben werden mußte: „Aum uming Abumtao Kapungo! Du komm, Häuptling, größer! In der dritten Bitte mußte für „Wille“ auch ein faßlicheres Wort gesetzt werden; so heißt's nun „Deine Sprache“; das Wort „Himmel“ mußte man verdeutlichend wiedergeben durch „Geister“ und das Wort „Erde“ durch „alle Menschen“. Die vierte Bitte ließ sich noch am besten übersetzen. Auch die Uebersetzung der fünften Bitte „Vergiß unser Schlechtes“ ist noch ziemlich wortgetreu. Die Uebersetzung der sechsten Bitte dagegen geht vom Wortlaut schon weiter ab. Ein Wort für „Versuchung“ gibt es nicht. Die Missionäre haben übersetzt: „Du zeige uns guten Weg.“

Bei den Hereros in Afrika läßt sich nicht einmal die vierte Bitte übersetzen. Dort essen die Leute bloß Fleisch und trinken Milch, nichts, was unserm Brote entsprechen würde, so daß die dortigen Missionäre das deutsche Wort mit herübergenommen haben und die Leute nun beten: „Unser tägliches umboroto gib uns heute.“ Selbst in Indien und in China macht das „Brot“ Schwierigkeiten, weil die Hauptnahrung dort der Reis ist.

Bayerische Gratulanten.

(Unlieb verspätet.)

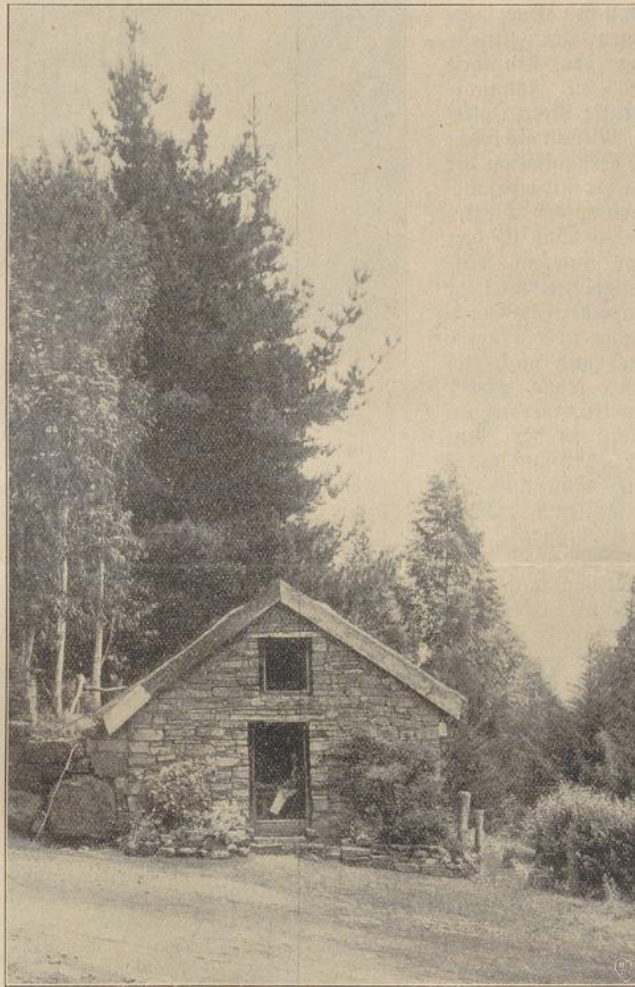
Bekanntlich feierte Sr. Kgl. Hoheit Prinzregent Luitpold von Bayern im März 1911 seinen 90. Geburtstag, sowie sein 25jähriges Regierungsjubiläum über das Königreich Bayern. Zur Zahl der vielen Gratulanten aus aller Herren Länder gesellten sich vom Süden Afrikas her als Söhne und Töchter des schönen Bayernlandes auch zahlreiche Mitglieder des Missionsklosters Mariannhill, nämlich 19 Priester und 6 Priesteramtskandidaten, 60 Laienbrüder und 95 Missionschwestern.

Sie alle vereinigten ihre Gebete und guten Wünsche für den allverehrten Landesvater mit denen ihrer Stammesgenossen in der deutschen Heimat und gaben ihrer Gefinnung durch eine schöne Adresse Ausdruck, sowie durch ein großes photographisches Album, in welchem durch zahlreiche Bilder die Arbeiten und Erfolge der Mariannhiller Mission veranschaulicht wurden.

Unser Missionsprokurator, der Hochw. P. Notter Vorpel in Würzburg, erhielt vom Hochwürdigsten Abte von Mariannhill, P. Gerard Wolpert, der sich als Sohn des benachbarten Württemberger-Landes den Wünschen seiner bayerischen Untergebenen von Herzen angeschlossen, den ehrenvollen Auftrag, die erwähnte Adresse nebst Album, wenn möglich, persönlich zu übermitteln. Da aber eine persönliche Ueberreichung von Glückwunsch-Adressen überhaupt nicht stattgefunden hat und deswegen auch im vorliegenden Falle nicht stattfinden konnte, so wurde sie an die dafür eingesetzte Kommission eingeholt, um sie Sr. Kgl. Hoheit zu überreichen.

Ueber die fortdauernden Verheerungen der Schlafkrankheit lesen wir in einem Briefe P. Cotels aus der Kongregation der Väter vom Heiligen Geist, Apostolischen Vikars von Ubangi-Schari: Die Uferdörfer und die Ortschaften im Innern sind mit Schlafkranken tatsächlich überschwemmt. Meist sind es arme Sklavenkinder, die man reichlicher mit Prügel als mit Maniokbrocken bedient. Wir kaufen sie los, taufen sie und sorgen für sie nach bestem Können. Unvermögend, ihnen die leibliche Gesundheit wiederzugeben, sind wir gleichwohl glücklich, sie der Sklaverei und Verlassenheit, zeitlichem und ewigem Elend entreißen zu können. — Nichts vermag dem Umsichgreifen der entsetzlichen Seuche Einhalt zu tun, die fast in jedem einzelnen Fall mit besonderen Erscheinungen auftritt. Manche der von ihr Befallenen sterben dahin — die geschwächte Sehkraft allein ausgenommen — fast ohne jede Veränderung, fast ohne alle Leiden. Andere schleppen sich monatelang mühsam fort, abgemagert, entstellt, nicht mehr erkennbar, wandelnde Skelette, die nichts Lebendes mehr an sich zu haben scheinen, als die weit hervortretenden Augen. Viele, namentlich die Nervösen, verlieren leicht den Gebrauch der Vernunft: sie sind in beständiger Aufregung, mühen sich ab, lachen, weinen, halten lange, unverständliche Reden, während ein Anfall sie öfters zu Boden wirft.

Je mehr die Seuche um sich greift, um so mehr werden Furcht und Angst alles verwirren. Die Neger verlassen ihre Geburtsorte, weil das Land, das sie so lange ernährt habe, sie „nicht mehr liebe“. Wie von Sinnen ziehen sie fort und suchen andere, vielleicht noch weniger milde Gegenden auf in der Hoffnung, da ein Fleckchen Erde zu finden, „das sie liebe.“ Und finden sie zufällig dieses heiß ersehnte Plätzchen, dann stellt sich der Hunger ein, der sie arg mitnimmt und sicher dem Tode in die Arme treibt.



Schusterhäuschen in Tzenstschau (Br. Bernard).

Zur Bekämpfung der Schlafkrankheit macht ein Missionär aus der Mission der Väter vom Heiligen Geist in Katanga (Belgisch-Kongo) den folgenden Vorschlag, an dessen Durchführbarkeit bereits angestellte Versuche nicht mehr zweifeln lassen. Der Vater beklagt die großen Verheerungen der Seuche und fährt dann fort: „Um den Rest der unglücklichen Bevölkerung zu retten, sollte man die Leute aus einem bestimmten Gebiet zu einem großen Dorfe zusammenbringen und eine ernste Trennung zwischen den Gesunden und jenen, die die Keime der Krankheit bereits in sich tragen, durchführen. Mit ersteren könnte man dann daran gehen, all die benachbarten Holzbestände

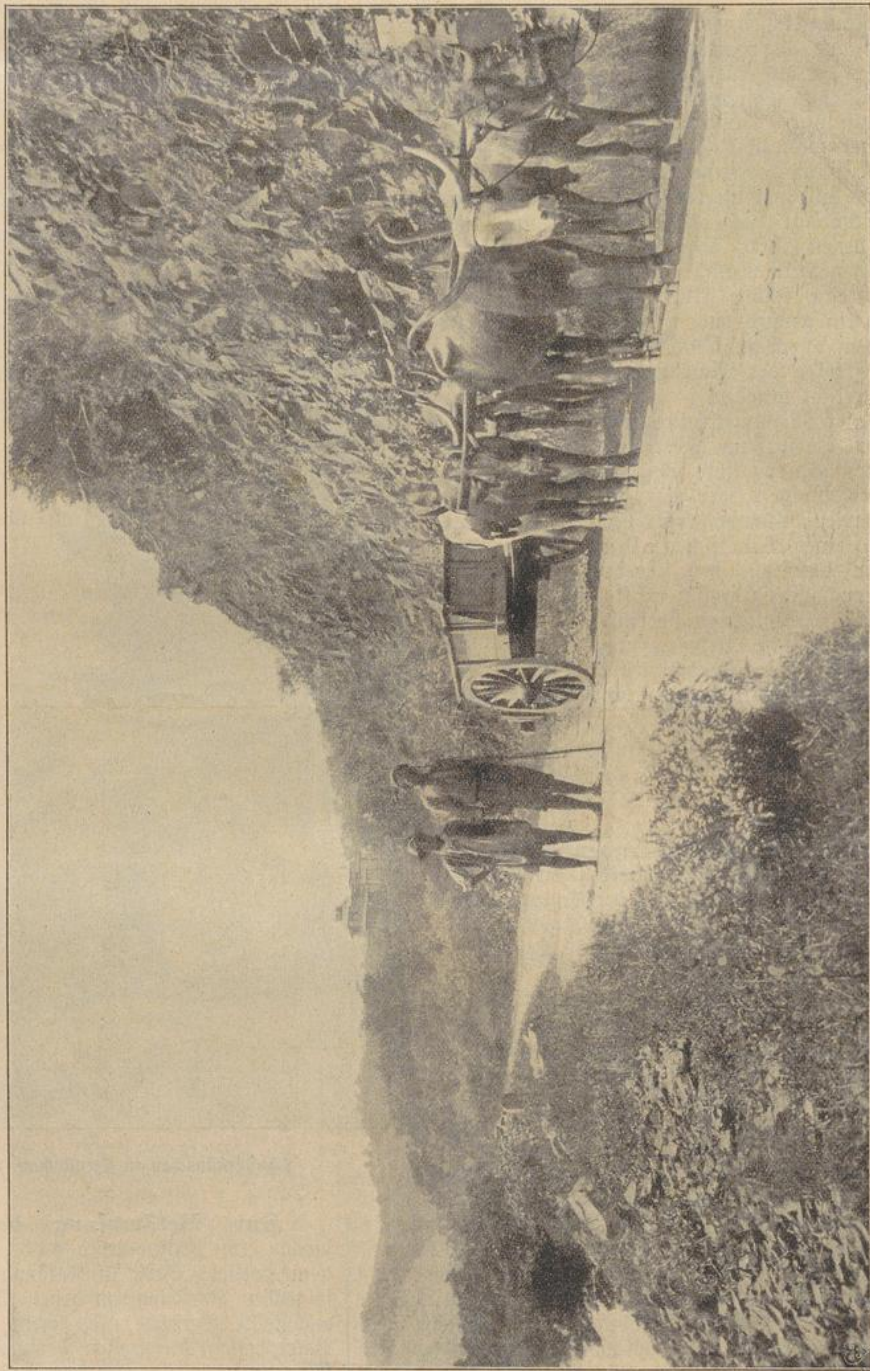
zu fällen und durch geeignete Anpflanzungen die unheilvolle Festsiege zu vertreiben und das Land zu assanieren suchen. Die Anwesenheit des P. Maurice C. S. Sp., eines Doktors der Medizin, der in spezieller Sendung hierher gekommen, wird mir viel bei Verwirklichung dieses Ideals behilflich sein. Der ärztliche Missionär besorgt die mikroskopischen Untersuchungen, die Feststellung der Krankheit und die Immunisierung ihrer Opfer, die Mission als solche die Organisation der Dörfer und die Handhabung der Disziplin. — Was ich hier von unserem Missionsposten sage, ließe sich andernwärts nachahmen und so könnte nach und nach das ganze Land wieder bevölkert werden, zunächst in der Nähe der Missionsstationen, dann auch an entfernteren Orten nach Maßgabe des Vordringens der Missionstätigkeit.

Schon haben wir einen Schritt zu dieser Organisation getan. Mehr als 60 vollständig gesunde Eingeborene haben sich um die Mission angesiedelt und bilden ein kleines Dorf, dessen Zunahme und Entwicklung, wie zu hoffen steht, auch weitere Fortschritte machen werden.

Von einem Bergheimnichtsleser ging uns folgender Bericht zu: „Vor einiger Zeit stellte ich eine Dreschmaschine für Lohndrescherei auf. Die Funktion der Maschine ließ sehr viel zu wünschen übrig; sie hatte einen

Fehler, der nicht zu finden war. Selbst ein zugezogener Monteur, sowie Leute von Fach konnten ihn nicht entdecken. Die Frist der von der Fabrik gewährten Garantie war durch Verzögerung abgelaufen, sodaß von einer Rückgabe auch keine Rede mehr sein konnte.

Schon begannen auch Konkurrenten sich einzustellen. In meiner Not nahm ich meine Zuflucht zum hl. Antonius von Padua und machte das Gelöbniß, alljährlich den Betrag einer vollen Arbeitsstunde der Maschine



Mit dem Ochsenkarren.

der Heidenmission zukommen zu lassen, falls es mir gelänge, die Maschine in Ordnung zu bringen. Gleich darauf habe ich den Fehler selbst gefunden. Die Konkurrenten konnten abziehen, und der frühere Tadel machte, Gott sei Dank, uneingeschränktem Lobe Platz.

Ich fühle mit gedrungen, die Sache im „Vergißmeinnicht“ zu veröffentlichen, um auch andere zur Verehrung des hl. Antonius, des großen Wundertäters, anzu-spornen.“

Gehet zu Joseph!

Ein Student und fleißiger Leser des Vergißmeinnicht schrieb uns jüngst folgendes:

„Auch ich möchte heute erzählen, wie gut der hl. Joseph ist, und wie schnell er hilft, wenn man ihn recht vertrauensvoll anruft. Ich hatte viel Mühe und Arbeit mit meinen Studien; trotz des besten Willens und redlichsten Fleißes wollte es nicht recht vorangehen. Meine Noten sanken immer tiefer auf der Skala.“

Da gab mir meine Mutter den Rat, mich an den hl. Joseph zu wenden und es im „Vergißmeinnicht“ veröffentlichen zu lassen, falls ich Erhörung fände. Ich tat so, und siehe, von der Stunde an, ging es zusehends besser, und gegenwärtig geht es in der Schule ganz herrlich. Drum tausend Dank dem lieben guten hl. Joseph!

„Was dich nicht angeht, darüber urteile nicht; und mische dich nicht darein, damit du allezeit den Frieden habest!“

Nimm dieses Sprüchlein wohl in acht! es hat gar goldene Weisheit auf seinem Grunde. Sich selbst, seine Seele in Frieden besitzen, ist eine seltene, aber hochwichtige Kunst. Sie scheitert leider nur allzuoft an unberufener Neugierde. Wir wüßten so gern, was andere tun, wie sie es machen, und darüber vergessen wir sehr oft uns selbst, unsere Seele, unser Heil.

Zuweilen sehen wir andere bevorzugt, in besseren Verhältnissen, in glücklicherer Lage, — dann regen sich Neid und Gram, Eifersucht und Mißgunst in uns, und um unsern Frieden ist's geschehen.

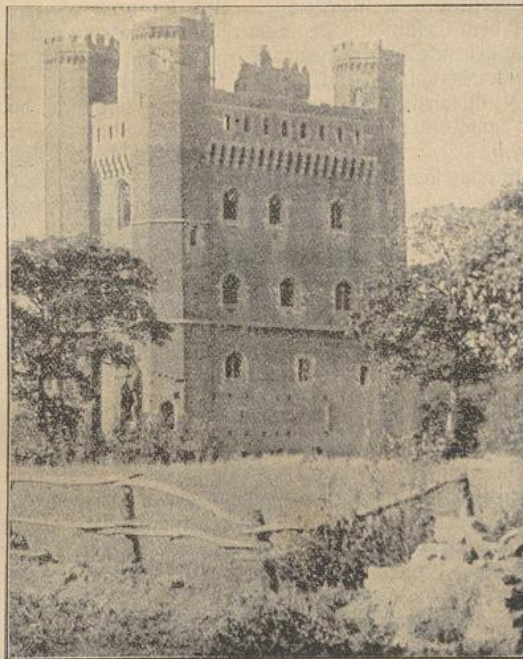
Laß die andern machen, was sie wollen; geh' nur du ungehindert den Weg deiner Pflicht, so bleibst du ruhig. Der große Meister der praktischen Tugend, der liebe heilige Franz von Sales, sagt so schön: Man soll sich nicht zu viel um die Angelegenheiten anderer, nicht einmal um die der nächsten Familie kümmern. Auch sagt er anderswo: man solle sich weder durch eitle Kleidertracht, noch durch das Gegenteil auffällig machen, denn eins sei so schlimm als das andere. Ohne Geräusch, ohne Auffallen, ohne den Sonderling zu spielen ruhig seine Wege gehen, zur rechten Zeit das Rechte tun: das wird uns zufrieden und fröhlich machen, das wird uns in uns selbst beglücken, während uns jene Unruhe, jenes Sorgen um die andern lediglich aufreißt.

Papst und Soldat.

Als im Jahre 1865 Papst Pius X. noch schlichter Pfarrer im Dorfe Tombolo bei Padua war, hielten Oesterreicher dort ihre Manöver ab, und infolge der großen Sommerhitze geschah es, daß ein Soldat des 1. Infanterieregiments Namens Johann Bayer unterwegs ohnmächtig wurde und unter Bewachung eines Kameraden auf der Straße liegen blieb. Der junge Pfarrer Sarto, der gerade von einem Krankenbesuch kam, hatte Mitleid mit dem Armen, brachte ihm Wein und Brot und schenkte ihm, als er sich erholt hatte, eine fromme Medaille.

Bayer kehrte nach Ableistung seines Militärdienstes in seine schlesische Heimat zurück, wo er jetzt als Inhaber einer k. k. Tabaktrafik lebt. Als er vor einiger Zeit aus einem Kalender ersah, daß der gegenwärtige Papst früher Pfarrer in Tombolo gewesen war, erinnerte Bayer sich jenes Unfalles und der gütigen Fürsorge des Pfarrers und schrieb einen Brief an den Papst, worin er des Vorfalles dankbar gedachte und um dessen Bestätigung bat. Im Auftrag Pius X. hat nun der Staatssekretär Merello del Val dem Bayer geantwortet und versichert, daß der Papst sich der österreichischen Soldaten, dem er Hilfe leisten konnte, noch sehr wohl erinnere; zugleich sandte er ihm ein Geschenk von 200 Lire und den apostolischen Segen.

Wachholderwasser. Dasselbe, eigentlich eine Art Wein, wird wie Korinthenwein aus zerqueirchten Beeren und warmem Wasser bereitet. Da die Beeren viel Zucker enthalten, tritt leicht die Gährung ein. Nach derselben kann der Wein in Flaschen gefüllt oder zu Syrup eingekocht werden.



Ein englisches Schloß, das abgebrochen, verpact, nach Amerika verhandt und dort wieder aufgebaut wird.

Ein englisches Schloß, das abgebrochen, verpact, nach Amerika verhandt und dort wieder aufgebaut wird. Ein amerikanischer Millionär sah bei einer Autofahrt durch England das alte verfallene Schloß Tattershall bei Boston. Ihm gefiel der alte Kasten und besonders das Innere und er beschloß, es zu kaufen. Interessant ist die Abmachung, daß als Kaufpreis für das Schloß für jeden Backstein ein Shilling und six Pence zu zahlen ist. Die englische Nation selbst konnte leider diesen hohen Kaufpreis nicht erschwingen und nun wird jeder Balken, jeder Stein sorgfältig eingepact, numeriert und jenseits des Ozeans vollständig echt wieder aufgebaut. Vielleicht kaufen die Amerikaner demnächst noch auf diese Weise uns alle anderen berühmten europäischen Schlösser ab.

Der Druck der Pfaffen.

Aus Grimma wird geschrieben: „Herr Schulze, ein sozialistischer Kandidat, hielt seine Wahlrede, welche schloß: „Darum sage ich euch, Genossen, es wird nicht eher besser in der Welt, ehe wir nicht loskommen von dem Drucke der Junker und Pfaffen.“ Donnernder Beifall. Herr Schulze setzte sich mit siegesbewußtem Lächeln. Als die „Diskussion“ beginnt, meldet sich Einer aus dem Hintergrunde zum Worte. „Pfarrer L.“ murmelte es im Saale. Alle hingen mit Spannung an seinem Munde. Und er begann: „Herr Schulze hat zum Schluß von dem Drucke der Junker und Pfaffen geredet. Was nun die Junker betrifft, so habe ich eigentlich zu wenig mit Adelligen zu tun gehabt, um beurteilen zu können, ob sie die Leute drücken. Einige habe ich kennen gelernt, das waren recht menschenfreundliche Herren. Wahrscheinlich hat Herr Schulze als Arbeiter mehr in höheren Adelskreisen verkehrt; vielleicht ist er so freundlich und nennt uns nachher die Junker mit Namen, unter deren Druck er zu leiden gehabt hat. — Aber nun die Pfaffen! Ich gehöre ja selbst zu dieser verwerflichen Menschenklasse. Und da muß ich leider mit dem Geständnis beginnen: Ich habe Herrn Schulze auch gedrückt!“ — Allgemeines „Aha!“ — „Ja, ich habe ihn wiederholt gedrückt,“ fuhr L. unbeirrt fort. „Es sind nun vier Jahre her, da starb seine Frau. Ich habe ihr damals die Grabrede gehalten, und da mir das Herz warm war, auch dem betrübten Gatten in herzlicher Teilnahme die Hand gedrückt. Das war der erste Druck! Danach über eine Zeit hörte ich, daß Herr Schulze wegen sozialistischer Umtriebe aus der Arbeit entlassen sei und nun mit seinen armen Würmern in arge Not geraten sei. Da bin ich wieder zu ihm gegangen und habe ihm damals die Hand gedrückt und auch etwas in die Hand, soweit meine Kräfte reichten. Das war der zweite Druck. Und vier Wochen nachher klopfte es an meine Tür, und herein trat Herr Schulze und bat, ob ich nicht ein gutes Wort für ihn einlegen wolle bei dem Herrn, daß er wieder in Arbeit komme. Da habe ich ihm abermals die Hand gedrückt und versprochen, daß ich es versuchen wolle. Und ich freute mich, daß er auf meine Befürwortung wieder angenommen worden ist. Das war der dritte Druck! Und darum, meine Herren, stehe ich heute als armer Sünder vor dem Herrn Schulze, und muß Ihnen allen gestehen: „Ich habe ihn wiederholt gedrückt!“ Ein Lächeln ging durch den Saal; aller Augen waren auf Herrn Schulze gerichtet. Dieser aber schien jetzt tatsächlich etwas gedrückt zu sein.

Dorfschullehrer Jeremias Bakel

war soeben damit beschäftigt, den Hosenhinterteil eines seiner Jüglinge mit einem frisch geschnittenen Haselnußstock zu bearbeiten. Da trat der Schulinspektor ins Schulzimmer. Bakel aber ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern klopfte energisch drauf los, bis ihm der Arm erlahmte. Dann steckte er den heulenden Jungen mit den Worten: „So, du nichtsnutziger Bengel, jetzt geh' zu deiner Mutter und sag' ihr, daß du wieder einmal Reile gekriegt hast!“ zur Tür hinaus. Der Schulinspektor war zunächst ganz starr über die Ungeniertheit, mit welcher der sonst so pflichtbewußte Lehrer solcher Ueberschreitung des Züchtigungsrechtes in seiner Gegen-

wart sich schuldig gemacht hatte. „Was soll denn nun werden, Herr Kollege,“ fragte er ihn endlich ärgerlich, „wenn die Mutter des Jungen sich bei mir über Sie beschwert?“ — „Ausschmeißen, Herr Inspektor!“ antwortete Bakel lakonisch. — „So! Und wenn nachher der Vater kommt, was dann?“ — „O, da seien Sie unbesorgt, Herr Inspektor, der kommt nicht!“ — „Woher wissen Sie das so genau?“ — „Je nun, Herr Inspektor, der Vater von dem Bengel bin ich!“

Briefkasten.

G. F., Dillingen. Sie fragen nach interessanten Missionsschriften? Ich empfehle Ihnen das Werk: „Aus allen Ecken“, Bilder aus den Missionen der Franziskaner in Vergangenheit und Gegenwart. Bis jetzt erschienen sechs Bändchen. Preis à 50 Pfg., in elegantem Leinwandband 80 Pfg. Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei, G. m. b. H., Trier.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Kriessern, Wegensleben, Basel, Kirchberg, Waldfisch, Roggswil, Diepoldsau, Sonthalen, Birglen 2mal, Oberufer, Rorschacherberg, Kradoff.

Dankjagungen

gingen ein aus: Amstetten, Hohenberg (Traisen), Wolfsberg, Steiermark, Frohnleiten, Steiermark, Villenfeld, N.-Delf. (3mal), Reichenau, Böhmen (2mal), Maffig Böhmen, Linz, für glückliche Operation, Parfchnitz, Böhmen.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Linz, Ob.-Delf. (4mal), Jernitz, Steiermark, Hemdorf, Delf.-Schlesien, Maria Trost bei Graz, Reichenau, Böhmen (7mal), Mährisch Trübau, Mähren, Ober-Fraunitz, Böhmen, Harb. Vorarlberg, Steyr, Ob.-Delf., Wever, ein schweres Anliegen, Mixnitz, ein schweres Anliegen, Gassenz, Ob.-Delf., Gmunden, Ob.-Delf., Krumbach, Vorarlberg, Pfaffenhofen, Tirol, Trautmann, Böhmen, Villenfeld, N.-Delf. (4mal), Ettingen, Kägswil, Luzern, Wittenbach, Schupfart, Jüllistorf, Oberegg, Dagmersellen.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Vereins sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Feier empfohlen:

Kaja Kehl, Balgach. Leonz Birchmeier, Wärenlingen. Joh. Josef Jaggi, Baren. Anna Scherer-Bachmann, Nidmervil. Jrl. Eicher-Docher, Rorschach. Peter Maria Zumosen, Viktor Clavioz, Karolina Marks, Maria, Anna Maria und Katharina Bahard, sämtl. in Baren. Eva Sirikowski, St. Paul, Ath. Theres Wudernitz, Schleimbach, St. B. Kaja Kos, Radomlje, Krain. Rudolph Smole, Bösenlaken. Kath. Wollemann, Temesvar. S. Maria Gregoria a St. Joj., Linz. Maria Groß, Klopschen. Juliana Kniely, Pertelstein. Maria Kronegger und Maria Stadler, Wartberg. Albert Rameis, Trattenbach. Mater M. Philomena, St. Ursula, Linz. Elise Obergruber, Neustift b. G. Rammung. Peter Hinteregger, Wienerbrud. M. Christine Smachl, Linz. Rudolf Kuhn und Maria Struder, Graz. Johann Sobottal, Wien. Margaretha Böckl, Friesach. Gregor Kreis, Budaörsch. Maria Gruber, Rindorf. Maria Kels, B. Feistritz. Agatha Weishaupt, Nenzling. Johann Rast, Oberberg, Tirol. M. Soretha Moser, Linz. P. Rupert Viehaus, Kremsmünster. Maria Schramel, Znaim.

Lasset uns beten!

Barmherziger Gott! verleihe um des kostbaren Blutes Deines eingebornen Sohnes Jesu willen und auf die Fürbitte der allerheiligsten Jungfrau und unbefleckten Mutter Maria diesen Deinen treuen Dienern und Dienerinnen die ewige Glückseligkeit, durch denselben Jesus Christus, unsern Herrn und Heiland. Amen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.